

Zweiter Abschnitt.

**Die Remscheider Industrie.**

---

THE HANDBOOK OF  
THE HANDBOOK

## I. Die Zeit der Zunftverfassung.

Eng verschwistert mit der Solinger Industrie waren seit jeher die Sensenschmiederei bei Kronenberg und die Handschmiederei von Stabeisen bei Remscheid und Kronenberg. Die Einwanderung der durch Albas Schrecken Herrschaft vertriebenen Niederländer wurde Veranlassung, das Handwerk gegen die Fremden abzuschliessen und fester zu organisiren. Das älteste Privilegium <sup>1)</sup> vom 5. Juli 1600 redet von „Waaren und Waffen“; es wurde erlassen für die in den Aemtern Elberfeld, Beyenburg, Burg und Bornefeld ansässigen Sensenschmiede, Sensen- und Stabschleifer. Der Hauptsitz der Industrie war Kronenberg, denn aus diesem Orte sollte der Vogt zwei Jahre nach einander gewählt werden, das dritte Jahr aus Remscheid oder Lüttringhausen; von den sieben Rathleuten stellte jenes drei, und daselbst war auch der Sitz des Gerichts.

Die Betriebsform der Industrie war die handwerksmässige und ihre Verfassung eine höchst einfache, da die Schmiede in eigener Werkstatt das Material ohne Arbeitstheilung verarbeiteten; einzig die Schleifer waren ihre Lohnarbeiter. Streitigkeiten zwischen diesen beiden Klassen kamen nicht vor; beide fanden ihr Auskommen. Da das Handwerk in jenem „kalten Lande“ das einzige war, so durfte kein Bruder auswandern; dafür wurde aber ihre Zahl auf die damaligen Meister beschränkt; zu ihnen gehörten auch sieben Kaufleute, zum Theil in Solingen, welche mit Sichel, Sensen und Schneidmessern handelten. Das Meisterrecht erwarben nur eheliche Meistersöhne; kein Schmied durfte das Schleiferhandwerk und umgekehrt erlernen.

Wie stets beim handwerksmässigen Betriebe standen die Ordnung des Absatzes, die Festsetzung der Waarenpreise und die Regelung der Technik oben an. Um die Leitung der Production in die Hand zu nehmen, musste die Zunft zunächst die Lage der Consumtion kennen. An einem bestimmten Tage wurden daher alle Schmiede und Schleifer vor Vogt und Rath geladen, welchen sie die Lage und den Gang des Handels vorlegen und angeben mussten: auf wie grossen Absatz wohl in

<sup>1)</sup> Düsseldorf Staatsarchiv: Herzogthum Berg, Gewerbe und Handel. Acta 31.

den einzelnen Ländern gerechnet werden könnte. Nach einem Monat wurde dann mit Wissen der herzoglichen Beamten angeordnet, wieviel und welche Sorten ein jeder Meister fabriciren durfte und zwar sollte dem gemeinen Schmiede eben soviel zugetheilt werden, als dem reichen. Für alle Waaren wurden dann die Preise festgesetzt je nach der Coniunctur, den Preisen von Stahl, Eisen, Knechten u. s. w. Einen Tag nach St. Ewald wurden endlich die Marktreisen angeordnet, welche jeder Handwerker unternehmen musste; keiner durfte vor dem andern verreisen oder Güter ausserhalb der Märkte verschicken. Wer seine erste Reise that, sollte 15 Thaler zahlen; von diesem Betrage, welcher ermässigt werden konnte, fiel ein Drittel an die Armen, ein zweites an das Handwerk, das dritte an die Compagnie der Reisenden. Die daheim bleibenden Brüder sollten ihre Waare innerhalb ihres Handwerks veräussern; fanden sich aber keine Käufer, so durfte ein jeder auch ausserhalb desselben sich solche suchen und so theuer als möglich, keinesfalls aber unter den festgesetzten Preisen verkaufen. War diese ganze Ordnung auf selbständige handeltreibende Handwerksmeister berechnet, so wollte man dieselben auch davor bewahren, zu Lohnarbeitern zu werden und verbot den Schmieden, aus ihren Werkstätten Stahl und Eisen an andere Orte forttragen oder verführen zu lassen; was sie in ihrer Schmiede abhauten, sollten sie auch selbst gänzlich verfertigen und bei den Schleifern schleifen lassen.

Die Güte der Waaren war durch dreifache Massregeln verbürgt. Dieselben wurden von den liefernden Schmieden im Beisein des Kaufmanns oder eines Rathmanns auf dem Schleifkotten besichtigt; waren sie gut befunden, so galten die ersteren nicht mehr für verpflichtet, sie zurückzunehmen. Ferner durfte keine Waare ungezeichnet gehärtet, geschliffen oder ausser Landes geführt werden; das Zeichen vererbte sich auf den ältesten Sohn, und wie üblich durften die jüngeren es „brechen“, ohne jedoch dem Aeltesten dadurch einen Schaden zuzufügen. Endlich war eine Lehrzeit bei den Schmieden von vier, bei den Schleifern von drei Jahren vorgesehen, nach deren Beendigung sie ein Meisterstück vorstellen und bei der Aufnahme eine Gebühr von je zwei Goldgulden an das Handwerk und die Armen entrichten mussten. Die wider guten Willen und Wissen von ihren Meistern geschiedenen Meister-, Lehr- und Arbeitsknechte sollte keiner in seinen Dienst nehmen, ehe sie sich nicht mit den früheren Herren verglichen hätten; auch sollte man sie nicht aufwiegeln.

Die Sorge für das allgemeine Beste, wie die Rechtsprechung über Streitigkeiten wegen Kauf, Marktgutlieferung, Schleifen, Zeichenschlagen, Schmiedeknechte, verwirkte Strafen lagen dem Vogt und den Rathleuten ob, mit der Berufung an den herzoglichen Obervogt.

Das Schmiedehandwerk war also eine geschlossene, erbliche Zunft, die voll Eifersucht über ihren Privilegien wachte. Da fand nach der Aufhebung des Edicts von Nantes eine zweite Einwanderung statt; die alten Meister wollten die Fremdlinge nicht dulden, es entstanden Streitigkeiten und mehrere Schmiede wanderten im Jahre 1687 aus in die Grafschaft Mark, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden. Am Gevelsberge, an der Enneperstrasse, bei Hagen und Eilpe fanden sie billigere Kohlen und Eisen, treffliche Wassergefälle für Hammerwerke und Schleifkotten, wohlfeilere Lebensmittel und volle Gewerbefreiheit. Dadurch stellten sich auch die Arbeitslöhne und Waarenpreise billiger, bei grossen Bestellungen und neuen Mustern waren die Kaufleute nicht mehr an die Prätensionen einiger privilegirter Handwerker gebunden, und so kam es denn, dass Kronenberg seine alte Industrie der weissen Sensen vollständig verlor. Im Jahre 1759 zählte man im ganzen Kirchspiel nur sechs bis sieben Sensenschmiede; im Jahre 1770 war die Production im Märkischen schon 25 Mal grösser als im Bergischen.

Die wiederholte Einwanderung vertriebener Protestanten hatte wichtige Folgen für die Ausbildung der Technik und die Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen. Da Kronenberg durch seine alte Industrie bereits besetzt war, wurde Remscheid der Mittelpunkt der neuen Industrie und der neuen Kaufmannschaft. Den Niederländern verdankt die Gemeinde die Anlage von Hammerwerken, welche bald die Handschmiederei des rohen Eisens in den „Iser-Hütten“ verdrängten; die Franzosen vervollkommneten die Schleiferei und bis zum Jahre 1853 war die Mehrzahl der Kotten im Besitze einer Familie, welche ihren Ursprung von den Flüchtlingen ableitet, — Pickard aus der Picardie. Eine Reihe neuer Artikel wurde bekannt und deren Zahl nahm um so rascher zu, als die Fremdlinge Beziehungen zu ihrer alten Heimath unterhielten und Handelsreisen dorthin unternahmen; so bürgerten sich neben den bekannten landwirthschaftlichen Geräthen wie Sensen, Sicheln u. s. w. auch Hausgeräthschaften, Schlösser, Handwerkszeuge in Remscheid ein. Je mehr die früheren Artikel in die Mark auswanderten, desto wichtiger wurde es, neue aufzugreifen.

Da konnte es nicht fehlen, dass am Ende des XVII. und am Anfang des XVIII. Jahrhunderts von allen Seiten fleissige Arbeiter sich einfanden, um ihre Kunst an den neuen Waaren zu üben. Endlich waren sie so zahlreich, dass sie um ein Privilegium nachsuchten, welches ihnen am 31. März 1759 bewilligt wurde und die Arbeiter unter dem Namen des 16 Kleinschmieds-Handwerks zusammenfasste.<sup>1)</sup> Die Zunft bildeten alle bisherigen Meister; neu aufgenommen wurden nur die in

<sup>1)</sup> a. a. O. Acta 27, Convolut I.

christlicher Ehe und im Herzogthum Berg Geborenen. Dieselben mussten schwören, nicht auszuwandern, auch nicht das Handwerk ausser Landes zu übertragen oder es Fremde zu lehren; es spiegelt sich in dieser Bestimmung die Furcht vor der märkischen Concurrnz. Jeder Meister durfte mehrere Gewerbe erlernen und ausüben, auch Handel ins Ausland treiben, musste jedoch dann des Handwerks sich auf ein Jahr begeben und vor Antritt jeder Reise mindestens zwanzig Thaler, davon ein Drittel an die Armen, zwei Drittel an das Handwerksgericht entrichten. Die Waarenpreise wurden vom Vogt und Rath mit Zuziehung zweier Kaufleute, also nicht einseitig wie damals noch in Solingen, festgesetzt. Auf gute Waare sollte geachtet werden; eine Lehrzeit von vier Jahren, ein Meisterstück und eine Gebühr von drei Goldgulden wurden gefordert und Abspenstigmachen von Lehrlingen und Gesellen verboten. Der Vogt wurde auf vier Jahre vom churfürstlichen Obervogt aus der Zahl der Remscheider Meister ernannt; diese erwählten vier, die Kronenberger zwei, die Lüttringhauser Meister einen Rathmann.

Kaum waren die Handwerker zu strengerer Organisation verbunden, so erkannten sie die Solidarität ihrer Interessen und wollten nun auch wirklich „den gemeinen Nutzen beobachten“. Zwei Lebensinteressen hatten sie zu wahren: einmal der märkischen Concurrnz gegenüber, welche sie durch die Abnahme des Verbleibungseides bei ihren Genossen und durch das Verbot der Beschäftigung ausländischer Lehrlinge nicht aufkommen lassen wollte, zweitens gegenüber der Kaufmannschaft. Die Entstehung dieser letzteren ist eine grosse wirtschaftliche und socialpolitische Thatsache, welche im folgenden Capitel gebührend beleuchtet werden soll; mit ihr tritt der handwerksmässige Betrieb in seine zweite moderne Phase und durch sie allein hat er sich lebensfähig erhalten. In seiner ersten Epoche lag die Leitung des Absatzes in der Hand der Zunft und ein jeder Handwerksmeister trieb zugleich auch Handel; ein Interessengegensatz wie in der folgenden Periode konnte nicht bestehen. In dieser zweiten Epoche nämlich fiel der Handel in die Hände der Kaufleute, welche Bestellungen aufsuchten und auf dieselben hin den Meistern die Waaren abkauften. Daraus ergab sich ein doppelter Gegensatz: die Kaufleute legten den concurrirenden Meistern Beschränkungen im Handelsbetriebe auf (Verlust des Rechts auf gleichzeitige Gewerbeausübung und Entrichtung einer Abgabe von zwanzig Thalern), andererseits erhielt die Zunft das Recht, in Gemeinschaft mit den Kaufleuten die Waarenpreise zu bestimmen.

Nun waren damals in Folge des siebenjährigen Krieges alle Absatzwege unsicher und die Production gehemmt, die Lebensmittel vertheuert und die Zufuhr der Materialien erschwert. Die Karre Eisen war in wenigen Jahren von 30 auf

52 Thaler gestiegen, die Kaufleute kauften noch dazu dasselbe auf und die Handwerker büssten dadurch jedesmal drei bis vier Thaler ein. Ihr Einkommen wurde bedeutend geschmälert. Brachte es doch z. B. ein Pfannenschmied, welcher früher 4 Stüber am Stück verdient hatte, jetzt nur auf  $2\frac{1}{2}$ ! Und nicht einmal in baarem Gelde erhielt er den Preis seiner Mühen; Winkelswaaren wurden ihm aufgedrängt und er musste courantes Geld für Species annehmen, so dass er die Steuern damit nicht zahlen konnte. In die Büchelchen wurden aber höhere Preise eingeschrieben und die Meister wie die concurrirenden Kaufleute dadurch zu betrügen gesucht. Die Noth der Handwerker war gross, und mit Berufung auf Solingen, wo eben eine Lohn-erhöhung stattgefunden hatte, forderten sie die im Privilegium in Aussicht gestellte Etablirung von verbindlichen Waarenpreisen und die Abnahme des Verbleibungsseides, denn viele Genossen wären schon ausser Landes gezogen und 36 märkische Gesellen lernten in Remscheid.

Die Kaufleute widersetzten sich aufs lebhaftestè solchen Forderungen. Feste Preissätze hemmten den freien Handel; bisher hätten sich die Meister immer bestrebt gute Waare zu liefern und die Kaufleute hätten sie gut bezahlt. Der Verbleibungsseid und ein Ausschluss von Ausländern wäre unmöglich, weil das Handwerk zu zwei Dritteln aus Fremden bestünde, welche man abschrecken würde, wenn man ihnen von Anfang an einen Verbleibungsseid auferlegte. Eine Verpflanzung der Industrie überall hin wäre unmöglich, da nicht überall Gebirg und Wasser für Hammerwerke und für Schleifmühlen sich fänden. Freiheit sei das beste Mittel, um den Kaufleuten zu ermöglichen, gute Bedingungen den Arbeitern zu stellen.

Dieser Versuch der Kleinschmiede in den Jahren 1760 bis 1765 durch Aufstellung eines Tarifs für die Waarenpreise und durch Ausschluss der märkischen Concurrrenz ihre Lage zu verbessern, ist der erste und zugleich der letzte gewesen. Die Bestimmungen des Privilegiums sind nie ins Leben getreten, und als die Conjunctionen günstigere wurden, als damit die Preise wieder stiegen, blieb die ganze Angelegenheit auf sich beruhen.

Um diese Zeit gesellte sich zu den bisherigen Industrien eine dritte, die der sogen. schwarzen Sensen, welche seit altersher mit grossem Erfolge in Steiermark betrieben worden war. Zufällig hatte auf seinem Transporte durch jenes Land ein märkischer Gefangener, Namens Röntgen, den Officier gebeten, in ein Sensenwerk eintreten zu dürfen, und sich die Technik gemerkt, deren Geheimniss darauf beruhte, dass die Sensen nicht geschliffen, sondern scharf gehämmert und auf einer glühenden Platte im Sande gebläut wurden. Nach seiner Rückkehr theilte er dieses seinem Bruder mit und der letztere stellte im Jahre 1772 im Hammerwerk von Gottlieb Hallbach

bei Müngsten zuerst die schwarzen Sensen her. Da diese Fabrikation gegen eine Erkenntniss von zwölf Goldgulden freigegeben wurde, folgten bald andere Werke; nach sieben Jahren wurden schon 200000 Stück angefertigt und bald überflügeln die schwarzen Sensen die weissen.<sup>1)</sup>

Die Betriebsform der Industrie war in Remscheid die handwerksmässige; die einzigen Lohnarbeiter waren die Schleifer. Der aufmerksame Leser der Solinger Geschichte nun wird sich wundern, dass bisher weder von Lohnstreitigkeiten, noch von Strikes die Rede gewesen ist. In der That fehlen dieselben in Remscheid, nicht etwa weil der Interessengegensatz zwischen arbeitgebenden Meistern und lohnarbeitenden Schleifern nicht vorhanden gewesen wäre, vielmehr bestand er in ganzer Schärfe; — der Kampf spielte sich auch hier ab, nur in anderer Form: nicht um die Löhne, sondern um das Monopol. Die Schleifer besaßen nämlich ein thatsächliches wie ein rechtliches Monopol.<sup>2)</sup> Im Wesentlichen gehörten die Kotten ja der einzigen Familie Pickard, und dieser allein stand das Recht zu, die in der Remscheider Industrie gefertigten Waaren zu schleifen; dadurch war sie in Stand gesetzt, die Löhne auf einer gewissen Höhe zu erhalten. Dieses rechtliche wie thatsächliche Monopol galt es zu brechen.

Ursprünglich gehörten die Schleifer zum Handwerk der weissen Sensen. Als dieses durch die Auswanderung der Schmiede in die Mark sich aufzulösen begann, mussten die Schleifer sich neue Arbeitsobjecte sichern und dehnten ihre Ansprüche auf die Kleinschmiedewaaren aus, fussend auf den Artikeln 12 und 13 ihres Privilegiums: „Kein Schmied soll Stahl, Eisen u. s. w. aus seiner Werkstatt an andere Oerter zum Verfertigen wegtragen oder verführen lassen, sondern was er in seiner Schmiede abhaut, auch selbst verfertigen und bei den Schleifern schleifen lassen“, und „es soll keiner einige Güter oder Waffen, es wären Sensen, Sichel, Schneidmesser und anderes ungezeichnet härten, schleifen oder ausser Landes führen lassen“. Da sie ins Land geschworen wären, forderten sie ein ausschliessliches Recht auf das Schleifen jener Waaren. Eine solche Auslegung wurde nun sofort angefochten von den Kleinschmieden, welche sich die Freiheit bewahren wollten, dort schleifen zu lassen, wo es ihnen beliebte. Wiederholt siegten die Schleifer in Processen in den Jahren 1702, 1706, 1709 und 1719; im Jahre 1720 legten Hammerschmiede Schleifkotten an; das wurde ihnen verboten. Im Jahre 1774 endlich sandten die Remscheider Kleinschmiede einige Waaren zum schleifen nach Solingen; auf offener Strasse liessen die

<sup>1)</sup> v. Viebahn: Topographie und Statistik des R. B. Düsseldorf. 1836. I. S. 161.

<sup>2)</sup> a. a. O. Acta 31 und 27, Convolut I.



Remscheider Schleifer den Trägern die Ballen abnehmen. Unterstützt von den Remscheider Kaufleuten und Schmieden erhoben nun die Solinger Schleifer die Klage auf Raub, da die Waaren in ihrem Besitz gestanden hätten, auch völlig verschieden von den Sensen- und Stabwaaren wären und daher nicht dem Privilegium unterlägen. Aber auch diesmal siegten die Remscheider Schleifer durch Erkenntniss vom 22. April 1779 und behaupteten durch das ganze XVIII. Jahrhundert mit ihrem Monopol auch die hohen Löhne.

Je weiter die Industrie sich ausdehnte, desto weniger genügte die einheimische Schleiferei den gesteigerten Anforderungen. Zwar waren die Kotten vergrössert worden, und wo früher ein Arbeiter beschäftigt gewesen war, stand jetzt ein Meister mit vier bis fünf Gehülften; allein das reichte noch immer nicht hin. Bei starken Bestellungen vermochten die Schleifer nicht alle Arbeit zu verrichten, eine Erweiterung der Industrie war erschwert, auf zwanzig Fabrikanten kam kaum ein Schleifer. Dazu gesellte sich noch der Neid der Remscheider Kleinschmiede gegen die meist bei Kronenberg wohnhaften Schleifer. In verstärktem Masse wirkten diese Ursachen, als im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts der Krieg gegen England entbrannte, der englische Handel gesperrt wurde und Remscheid in Spanien und Holland Ersatz suchen musste.

Diese Situation änderte sich völlig dadurch, dass Remscheid seinen Hauptmarkt, Frankreich, verlor, indem durch Erhebung von Eingangszöllen von 10 % auf grobe Stahlwaaren, von 20 % auf Sensen, Sägen u. s. w., von 37½ % auf feinere Stahl- und Messingwaaren der eigne Betrieb solcher Industrien sehr lohnend wurde. Bei Zabern im Elsass, bei Toulouse, in Nordfrankreich entstanden Anlagen; die Fabrikanten kauften sogar den Stahl aus Siegen, Nassau und Sayn-Altenkirchen auf und bildeten ihren Arbeiterstamm aus bergischen Schmieden. Grosse Versprechungen wurden denselben gemacht. So erliess von Lothringen aus der Kaufmann Brinck einen Aufruf, in welchem er freie Wohnung, 5000 Pfd. Steinkohlen jährlich frei, 20 % Lohnerhöhung gegen Remscheid und volle Beschäftigung versprach. Bis zum Jahre 1797 waren aus Kronenberg 127, aus Remscheid etwa 200 Personen ausgewandert; das wurde noch befördert durch die grosse Theuerung der Jahre 1794—96, wo 12 Pfd. Brot einen Thaler kosteten. Die Kaufleute ihrerseits kauften die fertige Waare dort ein, wo sie sie am billigsten fanden, z. B. in der Mark. Daher gingen in Remscheid viele Arbeiter müssig, der Absatz fiel auf die Hälfte, die Einwohnerzahl der Gemeinde sank in den Jahren 1792 bis 1807 von 6653 auf 5509.

Die Sensen- und Kleinschmiede fühlten, dass wenn das so weiter ginge, sie einfach ausser Arbeit bleiben würden; alle waren sie überzeugt, dass durch das Monopol der Schleifer die

*Absatz  
verloren*

Löhne und Preise erhöht und damit die Concurrenz gegen das Ausland erschwert würde. Und weil sie bei ihren einfachen Artikeln und der daraus folgenden geringen Arbeitstheilung selbständige Fabrikanten waren und die Schleifer ihre einzigen Lohnarbeiter, so stimmten in diesem Falle ihre Interessen mit denen der Kaufleute überein. Im Jahre 1797 begann mit vereinten Kräften der Sturmlauf gegen das Monopol der Schleifer; sie forderten, dass sie mindestens für diejenigen Waaren, welche im Privilegium nicht erwähnt wären, sich unprivilegirter Schleifer bedienen dürften. Die Angegriffenen zogen sich auf die Buchstaben des Gesetzes zurück und stellten ihre Gegner als unruhige Processmacher dar, welche klare Rechte angriffen. Darauf erwiderten die Kaufleute kaltblütig: das allgemeine Wohl habe nie mit ihnen in Rechtsirrunge gestanden und sei überhaupt nicht Gegenstand einer richterlichen Erkenntniss; das Auswandern würde Niemandem schaden, da die Schmieden und die Kotten zurückblieben. Endlich wurde am 9. April 1798 ihre Forderung bewilligt und im Jahre 1803 sämtliche Privilegien aufgehoben, von denen ausser dem der Schleifer kein anderes praktisch geworden war.

Da also die Meister an den Zünften nichts verloren, was ihnen Schutz geboten hatte, fanden hier auch keine Restaurationsversuche statt. Nur ganz vereinzelt zeigte sich eine Bewegung unter den Sichelfabrikanten in Ronsdorf. Beim allgemeinen Arbeitsmangel hatten sich dort die Meister sehr stark unterboten, um durch die Menge der Bestellungen den entstandenen Verlust am einzelnen Stück auszugleichen. Sie petitionirten am 4. September 1813, einen Verein auf die Dauer von 4 Jahren bilden zu dürfen, welcher durch zwei Deputirte über alle Bestellungen ein Register führen, dieselben vertheilen und zu festgesetzten Preisen verarbeiten lassen sollte; jedes Vereinsmitglied sollte ferner nur seine Söhne das Handwerk lehren dürfen, und diese sollten eine Meisterprüfung bestehen müssen. Der Präfect erklärte einen solchen Verein für unerlaubt, weil er auf ein Monopol abziele.

Die Bestrebungen nach corporativer Vereinigung nahmen damit unter den selbständigen Handwerksmeistern ein Ende. Die beiden Hauptforderungen der früheren Zeit, die Festsetzung der Waarenpreise und die Beschränkung der Arbeiterzahl, waren auch nicht mehr durchzusetzen. Der Hauptgrund lag in der Technik. Remscheid lieferte nämlich Artikel, welche verhältnissmässig einfache waren und ihren Hauptwerth durch die menschliche Arbeit empfangen; bei wachsender Concurrenz war es nun von jeher vor die Alternative gestellt gewesen: entweder zum mechanischen Betriebe überzugehen, um an menschlicher Arbeitskraft zu sparen, oder die betreffenden Artikel an Gegenden mit billigeren Material- und Lebensmittelpreisen, namentlich an die Mark, abzugeben. Ein Uebergang

zum Fabrikbetriebe hätte Remscheid zwar die Industrien erhalten; derselbe wäre aber volkwirtschaftlich kein Vortheil gewesen, weil das vorhandene Capital so gering und so zersplittert war, dass es als Betriebscapital im Handel und in der Hausindustrie viel wirksamer war, während selbst bei geringeren Löhnen in der Mark mit ihren wohlfeileren Rohstoffen und Lebensmitteln eine sehr gesunde Industrie geschaffen wurde. Seit zwei Jahrhunderten giebt daher das Bergische Land seine gröberen Artikel an das märkische ab; so folgten z. B. aus Kronenberg <sup>1)</sup> den Sensen die Ketten und Sichel; seit der Mitte unseres Jahrhunderts ist die dortige Nägelschmiederei dem Untergange zu und nach Belgien gegangen. In Velbert, wo die Eisenindustrie seit dem Jahre 1680 heimisch wurde, fabricirte man am Ende des XVIII. Jahrhunderts Schlösser, Holzschrauben, Spaten und Schrauben; heute sind alle diese Artikel nach Kronenberg und in die Mark gegangen; nur für die feineren Schlösser hat Velbert seinen Ruhm behalten. In neuerer Zeit ist diese Entwicklung vorläufig zum Stillstand gebracht dadurch, dass in der Mark eine selbständige Industrie mit gleich hohen Anforderungen entstanden ist; nun ist es Zeit für das bergische Land, zum mechanischen Betriebe überzugehen. Angesichts solcher Wanderungen der Industrien waren monopolistische Zünfte und feste Preistaxen sehr bedenkliche Einrichtungen. Es erklärt sich daraus das Princip der Gewerbefreiheit und des Freihandels in Remscheid: Freiheit von Preis- und Lohntaxen und Freiheit, jeden geschickten unprivilegirten Arbeiter zu verwenden; Freiheit von Einfuhrzöllen auf Eisen und Stahl und Freiheit, die einheimischen Producte zollfrei ins Ausland zu führen!

## II. Die Kaufmannschaft und die Technik.

Der Aufschwung der Industrie ist in den beiden letzten Jahrhunderten ein grosser gewesen. Im Jahre 1763 zählte man bereits 300, 1803 600 verschiedene Sorten von Stahl- und Eisenwaaren, welche der Remscheider Industriebezirk producirte; heute ist ihre Menge zahllos. Ihr Werth betrug in den gleichen Jahren etwa 2 bis 3 Mill. Thaler Bergisch und 3 Mill. Francs, gegenwärtig nach einer niedrigen Schätzung 18 Mill., wahrscheinlich wohl 25—35 Mill. Mark. Die Zahl

<sup>1)</sup> Statistische Beschreibung des Kreises Mettmann. Langenberg. 1864. S. 97 ff.

der Arbeiter stieg von 1600—2000 im Jahre 1763<sup>1)</sup> auf 3200—3500 im Jahre 1809 und mag gegenwärtig wohl 9—10.000 betragen. (Vergl. Anlage V.) Aehnlich wuchs das Kirchspiel Remscheid von 1400 auf 8072 Einwohner in den Jahren 1689 bis 1789, die Bürgermeisterei von 5509 auf 26120 Einwohner in den Jahren 1807—75.

Ein Hauptverdienst an diesem Aufschwunge gebührt den Kaufleuten. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts gab es deren nur drei oder vier; erst allmählich bildeten sie sich aus der Zahl der Handwerksmeister hervor. Die Kaufleute hatten alle in ihrer Jugend noch das Schmieden gelernt und Peter Hasenclever (geboren 1719) erzählt,<sup>2)</sup> wie er als Lehrling von fünf Uhr Morgens bis neun Uhr Abends gearbeitet habe. Kam dann fremder Besuch, z. B. ein guter Kunde, so liessen die alten Kaufleute es sich nicht nehmen, mit dem Schurzfell angethan, eine Probe ihrer Geschicklichkeit abzulegen. Die angesehensten Männer, durch Selbständigkeit wie Capitalanlagen hervorragend, waren damals die Besitzer der Hammerwerke. Diese letzteren waren wohl die Stammsitze der Industrie, denn um sie herum oder doch in ihrer Nähe scheinen sich mehrere Ortschaften gruppiert zu haben. Aus den Hammerschmieden gingen manchmal Kaufleute hervor, oder es bestrebten sich die letzteren die Hammerwerke an sich zu bringen. Sie allein waren im Stande dazu, ein grösseres Capital dafür anzulegen und ein Etablissement, einer heutigen Fabrik entsprechend, mit Vortheil in Betrieb zu erhalten. Der Hauptgrund dafür war die grosse Rolle, welche das Geschäft mit Stabeisen und Stahl spielte; dasselbe erhob sich am Anfange unseres Jahrhunderts zu einer solchen Bedeutung, dass eine nicht geringe Zahl von Hämmern allein für den Export nach den Vereinigten Staaten arbeitete; Hallbachs und Hasenclevers Stahl genoss damals eines grossen Rufes. Andererseits vermochten die Kaufleute in Folge des Besitzes der Hammerwerke den Meistern mehr oder minder die Preise des Stahls zu dictiren. Bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts hatten sich daher die Kaufleute in den Besitz fast sämtlicher Hammerwerke gesetzt. Dieselben traten mit der Verwendung von Gussstahl in neuerer Zeit völlig an Bedeutung zurück, und ihr Gefälle ist an der Wupper zu Spinn-, Papier- und Schleifmühlen ausgenutzt worden.

Die Remscheider Industrie war hinsichtlich ihres Absatzes in einer üblen Lage. Es waren nicht einige wenige werthvolle

<sup>1)</sup> 1763: 96 Schleifer und 1500—2000 Kleinschmiede, 1809: 190—230 Schleifer und 2700—3000 Kleinschmiede und 300 Hammerschmiede. — a. a. O. Acta 27, conv. I und Grossherzogth. Berg. Gewerbe und Handel: Statistik des Arrond. Elberfeld und Industrie d. alten Herzogth. Berg.

<sup>2)</sup> Peter Hasenclever. Landeshut. 1794.

Producte zu verhandeln, sondern eine Menge der verschiedenartigsten, schweren und an sich nicht sehr werthvollen Artikel; grosse Reisen mit ihnen allein lohnten die Auslagen nicht; keine andere Kaufmannschaft wollte sich mit denselben belasten. Da bedachten die Remscheider sich nicht lange. Um ihre Reisen lohnend zu machen, nahmen sie auch andere, leichtere und werthvollere Waaren mit, und siehe! in dem kleinen Dörflein auf den unwirthbaren Bergen, fern von Wasser- und Handelsstrassen, entstand ein Handelsplatz, dessen Namen auf dem Weltmarkt einen ehrenvollen Klang hat.

Die ersten Handelsbeziehungen nach Holland und Brabant knüpfte ein Kaufmann im Jahre 1676 an; vom Jahre 1740 an wurden Frankreich, Brabant und Holland dem Absatz der sogen. Remscheider Artikel eröffnet. Seitdem drangen die betriebsamen Kaufleute siegreich bis nach England, Spanien, Russland, Polen, Dänemark, Scandinavien und Westindien. Im Jahre 1809 werden auch Italien, die Levante und das Cap der guten Hoffnung als ihre Märkte genannt. Alle Länder wurden persönlich bereist, und in Nordamerika waren schon damals von fünf Remscheider Firmen Handlungshäuser etablirt. Iserlohn, die alte Kaufmannsstadt, trat gegen Remscheid zurück.

Das Reisen war im vorigen Jahrhundert ausserordentlich beschwerlich. Von Peter Hasenclever wissen wir, dass er eine Geschäftsreise nach Bayonne zu Fuss zurücklegte. Zog damals der Kaufmann, hoch zu Ross, mit Säbeln und Pistolen bewaffnet, oft noch von einem treuen Diener des Hauses begleitet, auf Reisen, so gaben ihm die Arbeiter eine Strecke Weges das Geleite, wobei es an einem tüchtigen Abschiedstrunke nicht fehlte; auch gab die glückliche Heimkehr Veranlassung zu einem Feste des Willkommens; bei längeren Reisen machten die Kaufleute ihr Testament.<sup>1)</sup> Wie ganz anders heut zu Tage das Reisen aufgefasst wird, kann man am Mittwoch und Samstag Abend im Gasthofs zu Remscheid sehen. Dort findet regelmässig eine gesellige Vereinigung statt; die Kaufleute versammeln sich, eine merkwürdige Gesellschaft! Kühn blickende Männer, fast keiner, der nicht Jahrzehnte lang den Erdball befahren hätte! Die älteren, ergrauten bleiben in der Heimath und leiten vom Comptoir aus die Geschäfte; die jüngeren stürmen in die Welt hinaus. Da tritt denn an den Tisch der Honoratioren manch hochgewachsener Jüngling mit den Worten: „Lebe wohl, Onkel!“ — „Wohin geht es?“ — „Morgen in die Havanna!“ — „Glückliche Reise, mein Junge!“ — Ein einziger Händedruck, und damit ist der Abschied genommen, wie wir von Bonn nach Köln fahren.

Ueber immer weitere Länder haben die Remscheider Kaufleute ihre Reisen ausgedehnt und der Firma Böker ge-

<sup>1)</sup> Manuscript eines Vortrages vom Lehrer Vossnack in Reinshagen.

bührt der Ruhm, neuerdings als erste sogar in Sidney in Australien eine Filiale errichtet zu haben. Die meisten Häuser haben sich auf ein oder ein paar Länder specialisirt; da gibt es Spanier, Mexicaner, Inder, Russen u. s. w. Es ist ein scharf ausgeprägter Kaufmannsgeist unter diesen Männern, energisch, betriebsam; überall laufen sie hin, überall dringen sie durch. Finden sie ihre Käufer nicht in der Hauptstadt, so fahren sie in die Provinzialstadt; eröffnet sich dort kein Absatz, so gehen sie in die Landstadt und direct an die Kunden. Kein Land ist ihnen zu weit, keine Mühe lässt sie ermatten! Thatkräftig streben sie voran; sie sind es, die in viele Länder deutsche Waaren und deutsche Namen getragen haben, so dass man dort ausser Hamburg nur Remscheid als Metropole deutschen Handels kennt. Mit Stolz, — so schreibt ihr ruhmreichster Vertreter, Carl Friederichs, von diesen bergischen Kaufleuten, — mit Stolz bestreiten sie den Fremden die gleiche persönliche Rührigkeit und Biegsamkeit, um sich alle eigenartigen fremden Verhältnisse dienstbar zu machen, um sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden, um vor keiner Entfernung zurück zu beben und vor keiner klimatischen Gefahr.

Ueber immer weitere Länder, aber auch über immer mehr Waaren dehnten die Kaufleute ihre Operationen aus; einen Artikel nach dem andern zogen sie in ihren Handel hinein, Glas-, Holz-, Metall- und Kurzwaaren, ja sogar Bänder, Litzen und Kordeln, also Waaren aller Art, ausgenommen die eigentlichen Gewebe. Und diese Waaren beziehen sie nicht nur aus Remscheid und den benachbarten Industriebezirken, sie haben vielmehr in ganz Deutschland, in Frankreich, England, Nordamerika ihre Lieferanten. Zahllos sind die Musterbücher und Preiscourante, die in ihren Comptoirs zusammenlaufen, zahllos die Industrieorte, aus denen sie stammen. In Remscheid werden dann die Musterbücher und Preiscourante zusammengestellt; mit diesen gehen die Reisenden der Firma hinaus in die Fremde, sammeln Bestellungen darauf ein, senden dieselben wöchentlich an das Comptoir in der Heimath und von hier aus kauft die Firma die Waaren dort, wo sie am billigsten sind.

Die Remscheider Kaufleute des heutigen Tages sind Commissionäre und betreiben grosse Exportgeschäfte. Als solche reine Kaufleute unterscheiden sie sich durchaus von hausindustriellen Kaufleuten und Fabrikanten. Diese beiden letzteren sind Industrielle, sie haben die Leitung der Technik in Händen, sie lassen aus eignen Rohstoffen nach eignen Angaben arbeiten, sie treiben zwar auch Handel, aber nur mit ihren eignen Fabrikaten. Die Remscheider Kaufleute hingegen sind in der Hauptsache keine Industrielle, haben mit der Fabrikation im Wesentlichen nichts zu thun, sie kaufen fix und fertig die Waaren, die sie ihren Bestellern zusenden. Sie sind also reine Kaufleute, die das Commissionsgeschäft betreiben. Als solche haben sie wenig

Spielraum für ihre Thätigkeit in der Haus- und in der Fabrikindustrie, da in Deutschland an der Spitze dieser beiden Betriebsformen gleichfalls Kaufleute stehen, welche ihre eignen Fabrikate verhandeln. In Deutschland finden sich die Commissionäre gewöhnlich als Correlat nur bei derjenigen Betriebsweise der Industrie, wo die Industriellen selbst keinen Handel treiben können, — bei der handwerksmässigen. Ueberall wo selbständige Handwerksmeister, kleine Fabrikanten vorhanden sind, da stellen sich die Commissionäre für die Handelsvermittlung ein; umgekehrt dürfen wir auf einen handwerksmässigen Betrieb dort schliessen, wo wir ihre Agenten finden; ihre Lieferanten sind die Kleinschmiede im bergisch-märkischen Lande, die kleinen Spielwaarenfabrikanten in Nürnberg und auf dem Thüringer Walde, die Achatschleifer bei Oberstein an der Nahe und viele andere mehr.

Einzig mit Hülfe der Commissionäre haben die handwerksmässig betriebenen Industrien sich in die Gegenwart hinübergerettet. Im Mittelalter übernahm die Zunft die Regelung von Absatz und Handel; in der neueren Zeit entsprach dieser schwerfällige Mechanismus nicht mehr den wechselnden Anforderungen des Begehrs, überall wurden Kaufleute die Leiter der Industrie. In den Industrien mit grösserer Arbeitstheilung trat der hausindustrielle Kaufmann in der Art an die Spitze, dass er die Rohstoffe ankaufte und von den Theilarbeitern nach seinen Angaben verarbeiten liess, — es entwickelte sich der hausindustrielle Betrieb. In den Industrien ohne oder mit nur geringer Arbeitstheilung blieb es aber beim handwerksmässigen Betriebe durch selbständige Kleinmeister, aber den Absatz übernahm der reine Kaufmann, der im Commissionsgeschäft die fertigen Waaren ein- und verkauft. Jedoch waren auch hier die Beziehungen zur Industrie früher grösser als gegenwärtig. Im Besitze der Hammerwerke hatten die Remscheider Kaufleute die Bestimmung der Rohstoffpreise mehr oder weniger in ihrer Hand, sie brachten neue Muster von ihren Reisen mit, die sie von den Meistern ausführen liessen, und hatten die ganze Verpackung der ihnen oft schmutzig zugebrachten Waaren zu leiten. In den letzten Jahrzehnten ist der Besitz der Hammerwerke bedeutungslos geworden und die Meister beziehen anderweit ihren Gussstahl. Auch das Mitbringen von Mustern, jenes Einflüssen neuer Ideen für Geschmack und Form der Producte, jenes Nahebringen der Vielgestaltigkeit und des Formenreichthums des Auslandes, womit der Kaufmann als schaffende Kraft, als treibendes Element in der Industrie wirksam war, — es ist diese wirthschaftliche Mission der Formgebung zurückgetreten gegen die der Verbesserung des technischen Fabrikationsprocesses. Immerhin ist jene alte Function des Kaufmanns noch heute von Wichtigkeit, auch lässt er wie früher die oftmals schmutzig aus dem

Kotten ins Comptoir gelangenden Waaren controlliren und verpacken, während die Ballen der Textilindustrie nur nach Mustern beurtheilt werden, — aber das sind doch nur unbedeutende Reste jener früheren Zeit, wo der Kaufmann ein fabricirender Schmied war.

Der Zusammenhang von Industrie und Handel ist so gut wie gelöst; der heutige Kaufmann hat sich weit von seinem Ausgangspunkte entfernt. Schon sein ganzer Bildungsgang ist ein rein kaufmännischer; die fremden Sprachen werden am stärksten betont, während der Lehrzeit beim Verpacken die Waarenkunde und auf Reisen die Kenntnisse der Märkte angeeignet. Ein Blick in das Tagebuch eines intelligenten Kaufmanns lehrt, auf wie viel Punkte er sein Augenmerk zu richten hat: die Anzahl der erhaltenen Bestellungen, den Wechsel im Begehre, die Aussichten im Absatze, das Entwerfen neuer Muster, die wirthschaftlichen, socialen und politischen Constellationen; der Handelsminister hat Recht, sich von solchen Männern Berichte erstatten zu lassen.

Die Kaufleute wie ihre Reisenden sind reine Kaufleute, exportirende Grosshändler, sie besitzen eine vielseitige Waarenkunde, aber fast gar keine Kenntniss von der eigentlich technischen Fabrikation, — das ist eine folgenschwere Thatsache für die Technik. Zweitens führen diese Kaufleute allen Zuwachs ihrer Geschäfte naturgemäss ihrem Handel, und nicht der Industrie zu, — das ist eine entscheidende Thatsache für den Capitalreichthum der Industrie. Von dem Aufblühen kaufmännischer Bildung und kaufmännischen Capitals profitirt die Industrie direct nichts! —

Die Kaufleute sind nicht die einzigen kaufmännischen Leiter der Remscheider Industrie; neben ihnen steht die unübersehbare Menge der selbständigen Kleinmeister. Die Mehrzahl derselben verkauft ihre Waare an die Commissionäre und im XVIII. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des XIX. war das die Regel. Die Erleichterung des Verkehrs durch die Eisenbahnen brachte ihnen alle Märkte näher; sie begannen während der stillen Arbeitszeit selbst zu reisen, dritter oder vierter Klasse, wohnten im schlechtesten Gasthause, gingen bis zum ärmsten Kunden und lieferten ihm die Bohrer und Feilen billiger als die Kaufleute, die weit höhere Spesen für Comptoir und Reisen haben. Je wohlhabender solche Meister wurden, desto weniger wollten sie den Commissionären die Provision zahlen und nahmen den Absatz in Deutschland und auf den nahegelegenen Märkten in eigene Hände. Dabei konnten sie sich nicht nur auf ihr eigenes Product specialisiren und mussten aus Rücksicht auf ein vollständiges Musterassortiment immer verschiedenartigere Metallwaaren von ihren Genossen mitnehmen. Obenan stehen die Feilenfabrikanten, denn in dieser Industrie hat die Arbeitstheilung die Betriebsform



und die Stellung des Unternehmers völlig geändert. Der Schmied gibt hier dem Stahl die Form und glüht ihn aus, die Schleifer, Feilhauer und Härter sind seine Lohnarbeiter; dadurch ist der erstere vielfach in die Stellung eines hausindustriellen Kaufmanns gerathen und hat sich der rohen Handarbeit entledigt. Gerade die Feilen- und auch die Sägenfabrikanten suchen dann sich nicht nur kaufmännisch, sondern auch industriell auszudehnen; sie kaufen sich Schmieden und Kotten, welche sie theils an selbständige Meister vermieten unter der Bedingung, in erster Reihe für sie zu arbeiten, oder sie stellen dieselben auch als einfache Stücklohnarbeiter an. Solcher handeltreibender Meister oder Fabrikkaufleute (marchand-fabricant) von grösserem oder geringerem Umfange gibt es schon sehr viele; in der Gemeinde Remscheid soll ihre Zahl 255 betragen und in den übrigen Gemeinden des Industriebezirks 101.

Die früher unüberschreitbare Kluft zwischen exportirendem Commissionär und fabricirendem Meister hat sich immer mehr ausgefüllt; eine ununterbrochene Stufenleiter führt von unten zu den kaufmännischen Höhen empor; die Mittelglieder fehlen nicht. Die Folge davon ist ein Ueberfluss an vermittelnden Personen. Da haben wir die 20—30 Exporteure in Remscheid, 10—15 in Iserlohn, einige in Solingen, in Elberfeld und Barmen, in Hagen, welche sämmtlich das Commissionsgeschäft in Remscheider Artikeln betreiben; ferner die 350 und mehr Fabrikkaufleute in Remscheid und Umgegend. Das Missverhältniss zwischen Händlern und Fabrikanten liegt klar, eine furchtbare Concurrenz entspinnt sich um den Gewinn, den ein jeder noch für sich in Sicherheit bringen will. Im Allgemeinen sind dabei die Grosshändler von den deutschen Märkten verdrängt, den die Fabrikkaufleute behaupten.

Die fessellose innere Concurrenz der Commissionäre und der handeltreibenden Meister unter einander übt einen Druck auf die Waarenpreise und deren Qualität, wie er eingehend bei Solingen geschildert worden ist. Dazu vermitteln noch die Commissionäre den vollen und directen Druck der internationalen Concurrenz auf die Remscheider Industrie. Als Exporteure stehen sie im steten Kampfe gegen das Angebot der gesammten Welt. Dieses suchen sie zu unterbieten und kaufen dort ein, wo sie die Waare um ein Weniges billiger erhalten. Auf das Einhalten einer gewissen Qualität kommt es ihnen hierbei gar nicht an; denn wenn etwa der Ruf der einen Marke, des einen Bezugsortes verdorben ist, so finden sie in Frankreich, England oder anderweit sehr bald Ersatz und eine bessere Waare. In dem Masse als die Remscheider Exporteure immer mehr fremde Artikel aufnahmen und ihre Bezugs- und Absatzmärkte erweiterten, einen desto geringeren Bruchtheil lieferte ihnen der Heimathsort, und Remscheid trat

immer mehr aus den Kreisen ihrer Speculationen. Ihnen galt es gleich, ob sie Remscheid oder einem anderen Orte die Bestellung besorgten, wenn sie selbst nur ein paar Procente mehr dabei verdienten; sie kauften dort, wo sie die Waare am billigsten fanden, und verkauften sie da, wo sie am theuersten bezahlt wurde; das geschieht fast immer ohne weitere Rücksicht auf die Qualität der Waare; es fehlt auch hier jene strenge Kaufmannslehre, die nur gute Waare zu entsprechenden Preisen verhandelt.

Die Widerstandsfähigkeit der Kleinmeister gegen diese doppelte innere wie internationale Concurrenz ist eine ganz geringe. Kommen Bestellungen an, so lässt der Kaufmann einen Meister nach dem andern rufen und horcht zu, wer sich zum billigsten Preise erbietet; diesen benutzt er als Mittel, um seine Genossen noch weiter zu drücken; namentlich gilt das für die schlechten Zeiten, wo wohlfeile Waare geliefert werden muss. Natürlich hält der Fabrikant sich an der Qualität schadlos und macht die Waare aus Eisen statt aus Stahl; in den 1850er Jahren z. B., als das Feilengeschäft nach Nordamerika sehr flott ging, da machte man vielfach Feilen aus Eisen; der Kaufmann sah sie gar nicht einmal durch und fort gingen sie in die Fremde. Die Unehrllichkeit und Dummheit der Meister ist manchmal eine schreckliche; sogar ihr eigenes Zeichen schlagen sie auf eiserne Waaren. So verkaufte beispielsweise ein Exporteur jahrelang eine gewisse Sorte Stahlwaaren nach Sevilla. Eines Tages schrieb ihm sein Correspondent: es sei doch unrecht, ihn so lange übervorthelt zu haben, da sein Nachbar die Waare mit dem gleichen Zeichen um 30% billiger einkaufe. Der Meister wurde gerufen und kleinlaut gestand er, dass er auch für ein anderes Haus liefere, die Waaren aber statt aus Stahl aus Eisen herstelle und auf Wunsch sein Zeichen darauf schlage. So ruinirte er seinen eigenen Ruf. Gewöhnlich besitzen die Exporteure in Folge ihres ausgedehnten Geschäftsbetriebes auch nicht specielle Kenntnisse genug, um die Güte der gelieferten Waaren zu beurtheilen.

Man muss es nur offen gestehen: die industrielle und die kaufmännische Ehrlichkeit ist nur im Keime vorhanden! Einige grosse Häuser halten im Allgemeinen wohl auf Ehre und Anstand, ein grosser Theil der Fabrikanten und Kaufleute aber sind Männer von zweifelhafter Geschäftsmoral! Ihre Hauptwaffe in der Concurrenz ist das Drücken der Preise; auf die Qualität der Waare wird wenig geachtet! Zwar kann man auch gute Waare haben, vorzügliche, weil die Meister sehr tüchtige Arbeiter sind; aber dann muss man ihnen auch höhere Preise, d. h. höheres Verdienst zubilligen; für Nichts leistet der Arbeitsmann auch Nichts!

Welchen Einfluss hat nun die handwerksmässige Betriebsform auf den Zustand der Technik?

Die Leitung derselben liegt in Händen von selbständigen Meistern, durchgängig Fabrikanten genannt, welche aus eigenem Material ihre eigne Waare herstellen oft nach eigenen, oft nach den von den Kaufleuten mitgebrachten Mustern. Die handwerksmässige Betriebsform hat sich erhalten und bestimmt noch heute den Typus der Industrie. Sie wird ermöglicht durch die Einfachheit der Producte, welche gewöhnlich ohne Arbeitstheilung hergestellt werden, denn dass die Schleifer und vielleicht bei den Feilen noch ein oder zwei fernere Lohnarbeiter hinzutreten, ändert an der Hauptsache nichts. Die Kleinmeister besitzen eine ausgezeichnete, in zwei Jahrhunderten erworbene Handfertigkeit; wo es bei einfachen Fabrikaten auf diese ankommt, werden sie sich noch lange halten; sonst aber arbeiten sie verhältnissmässig theuer und mit schlechten technischen Vorrichtungen.

Schon die Materialien sind nicht gleichmässig. In Remscheid beschaffen die Schmiede Stahl und Eisen selbst. Das geschieht deshalb, weil die Fabrikate keinen so hohen spezifischen Werth haben wie in Solingen und daher auch nicht so genau controllirt werden können, wie es beispielsweise mit den Klingen geschieht; die Identität des Materials könnte nicht festgestellt werden, die Meister würden bei der Massenproduction die Materialien vertauschen und die Kaufleute betrügen. Daher kaufen die Meister den Stahl selbst, aber in kleinen Portionen und nicht immer von so guter Qualität und derselben Gleichmässigkeit, wie es seitens grosser Firmen im Massenankauf oder gar beim eignen Guss des Stahls geschieht. Ebenso ungleichartig ist die Verarbeitung. Den Fabrikaten der Kleinindustrie merkt man jeden Aerger über das Kind, jeden Zank mit der Frau an, jeden der tausenderlei Einflüsse des häuslichen Lebens; alle wirken sie auf die Güte der Bearbeitung und die Facon. Endlich kann man von dem sprüchwörtlich „deutschen Fleiss“ doch nur in sehr beschränktem Sinne reden; vielmehr ist die Arbeitsintensität bei andern, wirthschaftlich höher stehenden Völkern eine viel grössere. Erst die letzte Krisis hat die Selbstbespiegelung auf diesem Gebiete ein wenig gestört und zu höheren Leistungen angespornt, so dass hier und da in der halben Zeit oder mit der Hälfte der Menschen fast das Gleiche erzielt wird, wie früher, durch grössere Anspannung der Kräfte, bessere und rationellere Ausnützung aller Vortheile und allerlei kleine Ersparnisse.

Aber auch theuer fabricirt der Kleinmeister. Zwar ist er beim Einkauf des Stahls unabhängiger gegen früher geworden, denn mehrere Hüttenwerke halten Agenten in Remscheid und liefern zu billigen und guten Preisen; aber während der grössere Fabrikant drei bis neun Monate Credit erhält,

muss der unbekannte Handwerker gleich baar bezahlen.<sup>1)</sup> Aehnlich muss er beim Verkaufe an den Commissionär gehen und diesem die Provision zugestehen, welche der grössere Concurrent durch den directen Verkauf an den Kunden erspart. Bei der Ungleichmässigkeit der Beschaffung von Arbeit und Absatz, wofür ihm ein jeder weitere Blick fehlt, muss er höhere Preise fordern, um das ganze Jahr, auch während der arbeitslosen Zeit leben zu können.

Die innere Einrichtung der Werkstätten ist eine sehr mangelhafte. Die Wasserwerke vor allem lassen viel zu wünschen übrig. Die Hammerwerke haben gewöhnlich ober-schlägige, die Schleifereien meist die alten unterschlägigen Wasserräder. Die ober-schlägigen sind dort an ihrem Platze, wo wenig Wasser und viel Gefälle ist, wo der Hammer bald langsamer, bald rascher geht und die grosse Kraft der Turbinen nicht continuirlich ausnutzen könnte; die Hammerwerke sind vielfach im Besitze von Kaufleuten und wohlhabenden Schmieden und daher noch am rationellsten eingerichtet. Dagegen sind die unterschlägigen Räder in den Schleifereien namentlich auf der Wupper ein grosser Fehler; es finden sich dort doch grosse Wassermassen und die Steine bleiben im fortlaufendem Betriebe; alle Papier- und Spinnmühlen besitzen bereits Turbinen, freilich sind sie auch technisch und capitalistisch tüchtig geleitet. Ferner hat man an den Schleifkotten nicht immer Verschläge gegen das Einfrieren der Räder angebracht, und die Wasserwerke sind um so verwahrloster, je ärmer die Besitzer sind. Da sind sie denn im Innern nass, kellerartig, die Wände durchsichtig, durch das offene Dach zieht der Rauch. Ich bin davon überzeugt, dass wenn die Wasserwerke rationeller eingerichtet worden und rechtzeitig kleine Dampfmaschinen zu Hülfe genommen wären, die Anlage einer grossen Anzahl von Dampfschleifereien vermieden worden wäre. Aber die alten Familien der Schleifer waren auf dem Faulbett ihrer Privilegien kraftlos geworden, sie hatten die Zeit der Verbesserungen versäumt oder hatten auch nicht das nöthige Capital dazu.

Die Hammerwerke und Schleifereien liegen gewöhnlich in buntem Wechsel durch einander. Die ersteren brauchen weniger Wasser als die zweiten und lassen ihren Ueberfluss durchlaufen. Die Kotten unter ihnen haben gewöhnlich unzureichende Reservoirs und können das durchströmende Wasser nicht auffangen; sie leiden daher im Sommer an Wassermangel. Um das Wasser gleichmässig zu benutzen, haben die Schleifer unter sich abgemacht, und es existirt so-

<sup>1)</sup> Zahlenmässige Nachweise über ähnliche Verhältnisse bei grossen und kleinen Fabrikanten siehe in meinem Aufsatz: „Ueber die Hausindustrie im Gouvernement Moskau“, in d. Russ. Revue. 1878. I. S. 502—518.

gar eine Gemeindeverordnung darüber, nicht länger als von sechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends zu arbeiten. Daran kehren sich aber manche nicht, und um die unten liegenden zu chicaniren, schleifen sie bis in die Nacht, so dass jene entweder mitarbeiten oder das Wasser durchlaufen lassen müssen. Die einzelnen kleinen Besitzer haben in der Regel nicht die Mittel, Meliorationen durchzuführen und 80—100 Thaler sind für sie schon unerschwingliche Anlagen. Früher hatte man die Absicht, von Gemeinde wegen ein Bassin zu erbauen; der Plan scheiterte aber an einigen Halsstarrigen. Uebrigens wäre es für Remscheid schwer, ein einheitliches Reservoir festzustellen, wie Verviers es so grossartig in der Gileppe besitzt, denn die Thäler sind von zahllosen verschiedenen kleinen Bächen durchrieselt.

Nicht besser sind die Schmieden eingerichtet. Französische Heerde sind sehr selten, nur einen einzigen, der von drei Seiten offen liegt, habe ich gefunden. Die alten Heerde, von drei Seiten ummauert, herrschen vor. Das ist ebenso unpraktisch, wie in den deutschen Mühlen wo jeder Gang sein eignes Rad hat, während in Amerika eine Centralwelle mehrere Räder treibt.

Einen grossen Vortheil hat der handwerksmässige Betrieb in der Ueberwachung der Werkstätte durch das Eigeninteresse des mitarbeitenden Meisters und dessen Kräfteanspannung. Dem stehen als Vorzüge der Grossindustrie gegenüber: Gleichartigkeit der Fabrikate, sachgemässe Arbeitstheilung, Hinauskommen aus bloß angelernter Fertigkeit und finanzieller Beengung zu stetiger Benutzung theoretischer und technischer Vortheile, über den Augenblick hinausgehende weittragende Pläne und anhaltendes selbst Verluste tragendes Verfolgen derselben, Ankauf grösserer Mengen von Material zu billigeren Preisen wie auch zum Zwecke lang anhaltender Gleichartigkeit der Bearbeitung und der Qualität des Products, längeres Aushalten im Kampfe um ein Absatzgebiet, weil in der grösseren Capitalanlage ausser vermehrter Kraft auch ein vermehrter Zwang liegt, nicht ruhig und müssig abzuwarten. Daher ist es denn auch gekommen, dass in Remscheid allmählich die Gegenstände der Massenproduction, welche grössere Capitalanlagen lohnen, zum Grossbetriebe übergehen, während die kleinen Gegenstände der Kleinindustrie verbleiben.

Es war in den 1830er Jahren, als es einem in Russland reisenden Kaufmann, dem Chef der ersten und grössten Fabrikanlage, Mannesmann, auffiel, dass dort den englischen Feilen gegenüber den bergischen der Vorzug gegeben wurde. Er fand bald den Grund in der gleichmässigen Güte derselben und legte nach seiner Rückkehr in Remscheid die erste Feilenmanufactur an, indem er in seinen Werkstätten immer mehr Feilenschmiede und -Hauer, Schleifer und Härter vereinigte. In

Folge des zunehmenden Maschinenwesens, welches ja in erster Linie die Feilen verbraucht, hob sich die Feilenfabrikation ausserordentlich und nahm einen anhaltenden Aufschwung. Nun folgten auch andere Fabrikanten, jedoch blieben die Unternehmungen nur Manufacturen mit Handarbeit. Erst die grossen Lohnsteigerungen und der Strike von 1873 führten zur Anwendung von Fall- und Federhämmern beim Ausschmieden und der Dodges-Maschine beim Hauen der Feilen; die letztere hat sich nur für die groben und einfachen Sorten bewährt. Die Fabrik von Mannesmann hat die Bahn gebrochen; sie ist für Remscheid das, was Henckels für Solingen ist, — der Pionier einer neuen Betriebsform und der maschinellen Technik. Die jüngere Generation ist daselbst z. Th. kaufmännisch, z. Th. technisch (auf der Berliner Gewerbeakademie) vorgebildet; sie ist also gut vorbereitet, das grosse Werk fortzuführen. Um gleichartiges Material zu haben, wird hier der Stahl selbst gegossen, ja sogar die Coquillen selbst geformt. Das Product ist von der besten Qualität und erzielt wie das von Henckels höhere Preise als das der Concurrenten. Die andern vorhandenen Manufacturen bleiben hinter der Fabrik von Mannesmann zurück, streben aber tüchtig voran.

Das andere Hauptfabrikat Remscheids, die Säge, ist von Anfang an auf Breithämmern (Hammerwerken) hergestellt worden; auch das Auszählen findet nunmehr mit der Maschine statt. In den anderen Branchen ist der mechanische Betrieb vereinzelt eingedrungen. So habe ich eine Schlittschuhfabrik gefunden, welche in der Glanzzeit 110, gegenwärtig in Folge des warmen Winters nur 55 Arbeiter beschäftigte; zwei Dampfmaschinen zu je sechs Pferdekraften trieben Präge- und Lochmaschinen, Blechscheeren, Drehbänke und Schleifsteine; eine Giesserei und eine Tischlerei waren damit verbunden. Aehnlich enthält eine Fabrik für Kluppen aller Art, wie Schraubstöcke, Gasrohrmesser, Multern u. s. w. mit 20—30 Arbeitern und einer Dampfmaschine von sechs Pferdekraften mehrere Drehbänke, Lochmaschinen, Hobeln u. s. w. In anderen Orten des Remscheider Industriebezirks sind die Holzschrauben, Blechcharniere, Thür- und Fensterbeschläge, namentlich an der Enneperstrasse, zum Fabrikbetriebe übergegangen. Die Schlossfabrikation hat sich in Velbert erhalten, soweit sie auf feiner Handarbeit beruht; die gröberen Artikel werden an anderen Orten gewalzt und geprägt, die Schlüssel gegossen. Immerhin werden doch nicht mehr als 20—30 Anlagen im Remscheider Industriebezirk als Manufacturen oder Fabriken zu bezeichnen sein;<sup>1)</sup> die meisten haben sich aus Werkstätten der Handwerksmeister hervorgebildet; andere sind von Kaufleuten gegründet worden;

<sup>1)</sup> Die Gewerbebezahlung vom 1. December 1875 gibt folgende Arbeitsmaschinen an:

alle haben sie den Absatz in die eigne Hand genommen. Der Antheil der Manufacturen und der Fabriken an der Arbeiterzahl geht aus einer Aufnahme vom Jahre 1876 hervor, welche sich 1. auf die Gemeinde Remscheid, 2. auf die Gemeinden Kronenberg, Wermelskirchen, Velbert, Rade vorm Wald, Halver, Burg, Ronsdorf, Lennep (Lüttringhausen fehlt leider) bezieht.

	Gemeinde Remscheid	Uebrige Gemeinden
1. Fabrikanten mit kaufm. Betrieb	2555	101
Meister <sup>1)</sup> . . . . .	1115	1987
deren Gesellen . . . . .	1252	1275
„  Lehrlinge . . . . .	597	630
2. Arbeitende in der Kleinindustrie	2964	3892
3. Personen f. „ „ Grossindustrie	2547	1771
Arbeiter insgesamt	11174	

Eine treffliche Illustration der Vorzüge einer von einem intelligenten Techniker geleiteten Fabrik bietet das Verfahren des Directors der Actiengesellschaft „Bergische Stahlindustrie“, als er auf den Gedanken verfiel, eine neue Art Bergwerkkrad zu construiren. Er verschrieb Muster aus aller Herren Länder und trat in Correspondenz mit mehreren Autoritäten, bis sich endlich ein Rad ergab von viel geringerem Gewicht, aber grösserer Widerstandskraft, denn es ist aus Stahl statt aus Eisen; dieses Rad nimmt gegenwärtig seinen Lauf durch die Welt. Neuerdings werden dort auch Hobeln gewalzt.

Trotz aller Ansätze zum Manufactur- und Fabrikwesen steht Remscheid doch weit zurück gegen Amerika, England und Frankreich. Das bewiesen die praktischen und schönen, gleichmässigen und doch billigen Waaren auf der letzten Ausstellung! Der Grund liegt in dem Siege der höheren Betriebssysteme der Industrie. Das hängt wiederum mit der

	Scheer- u. Loch- maschinen	Bohr- maschinen	Dreh- bänke	Fräs- maschinen	Hobel- u. Stoss- masch.
Kreis Mettmann . . .					
1) Schlosserei . . .	47	3	17	—	—
2) Zeug-, Sensen-, Messerschmiederei	10	4	4	—	—
Stadt Remscheid . . .					
1) Blechwaar.-Fab.	1	1	9	—	—
2) Schlosserei . . .	46	6	12	6	2
3) Zeug-,Sensen etc.	12	9	42	8	3
Kreis Lennep . . . . .					
1) Zeug-,Sensen etc.	5	3	8	1	1

<sup>1)</sup> Darunter sind sowohl die selbständigen Handwerksmeister als auch die hausindustriellen Lohnmeister, wie Schleifereibesitzer, Feilenhauer, Feiler u. s. w. verstanden.

Entstehung derselben zusammen. In Frankreich gibt es zwar auch eine ältere Industrie in der Picardie, der Normandie, den Ardennen, in Maubeuge, St. Etienne a. d. Loire, aber in den östlichen Provinzen und in Paris ist sie neu und vollends gar in Nordamerika. Es waren hier von Anfang an grosse Capitalisten mit allen technischen Erfahrungen der Vergangenheit, welche Arbeiter aus dem Auslande, namentlich aus dem Bergischen herbeiriefen, diese hauslosen Fremden in ihren Manufacturen vereinigten und dann bald in Folge der hohen Löhne unter dem Schutze ihres Zollsystems zu maschinellen Betrieben und damit zum Fabrikwesen übergingen. Welcher Contrast! Das Haus Japy frères z. B. beschäftigt in ähnlichen Gewerben in seinen vier Fabriken fast eben so viel Arbeiter, als der gesammte Remscheider Industriebezirk an Meistern, Gesellen, Lehrlingen und Fabrikarbeitern. Welche Stabilität in Preisen und Löhnen, welche Gleichmässigkeit in der Qualität ist da möglich! Da ist capitalistisch und technisch alles grossartig, sogar die Reisenden sind Techniker, die in der Fabrik gearbeitet haben. Die deutschen Reisenden können unwissenden Kunden ihre Waare wohl anpreisen, auch wohl erkennen, ob sie gut oder schlecht ist, aber bei ihrer rein kaufmännischen Bildung können sie nicht erkennen, warum sie schlecht ist, warum sie sich zu gewissen Zwecken nicht eignet und wie sie besser hergestellt werden sollte. Die französische Industrie hat sich in den letzten zwanzig Jahren ganz ungewöhnlich gehoben, begünstigt durch Capitalreichthum und Maschinenteknik, welche Kinderarbeit gestattet, durch den günstigen Centralmarkt Paris, günstige Eisenbahnfrachten und Klima. In den flotten Jahren gewann sie auch dadurch Terrain, dass sie feste Preiscourante ausschicken konnte, was Remscheid bei dem steten Steigen von Rohstoffpreisen und Löhnen nicht vermochte.

Die Remscheider erkennen sehr wohl die Gefahr, welche für sie aus dem allzu langen Beharren beim Kleinbetriebe entspringt; dieselbe ist um so grösser, als sie unter ungünstigen allgemeinen Productionsbedingungen, wie theuren Lebensmittelpreisen und schlechten Transportverhältnissen in Folge ihrer hohen Lage arbeiten. Aber die Schwierigkeiten des Ueberganges zur Grossindustrie sind sehr erhebliche. Die Exporteure sind reine Kautleute ohne technische Kenntnisse; sie wenden ihr ganzes Nachdenken und all ihr erworbenes Capital dem Handel zu; in diesem hoffen sie mehr zu erwerben als in der Industrie; grosser Exporteur, nicht Fabrikant zu werden ist ihr Ziel. Die Kleinmeister besitzen weder Bildung und Energie noch Capital; sie sind Slaven der Tradition. Das wirkt günstig auf die Handfertigkeit und macht aus ihnen einen vorzüglichen Arbeiterstand, aber noch immer keine Fabrikanten und Kaufleute. Von Motoren und Technologie wissen selbst die intelligenteren nur verworrene Namen, und



als ein grösserer Meister mit 20—30 Arbeitern allerlei wissenschaftliche Bezeichnungen im Munde führte, so ging es aus jedem Satze hervor, dass er das Buch von Karmarsch wohl gelesen, aber nicht klar begriffen hatte. In welche Schulen soll denn auch der Handwerker seinen Sohn schicken, um ihm eine technische Bildung zu geben? In der städtischen Gewerbeschule ist der Unterricht dem Bedürfnisse der jungen Kaufleute angepasst und die fremden Sprachen stehen im Vordergrunde. Die künftigen Techniker empfangen die Ausbildung zukünftiger Kaufleute! Und selbst wenn es den Kaufleuten oder Meistern gelingen sollte, Fabriken anzulegen, so würde der gewaltige Druck der inneren und internationalen Concurrenz die Rentabilität derselben sehr bedrohen, namentlich während rückgehender Conjunctionen, wo bei gesunkenem Lohne die Hand erfolgreich gegen die Maschine auftritt. Das zeigt sich auch im Wechselspiel zwischen England und Remscheid; sobald die Meister hier zu höherem Verdienst gelangen, triumphiren die Fabrikanten dort und umgekehrt.

Endlich sind die Marktverhältnisse in Deutschland andere als z. B. in Nordamerika. Dort existiren keine Vorurtheile und der Markt acceptirt sofort, was als gut und praktisch erkannt wird. In Deutschland hingegen sind die Sitten gefesteter und eine Menge von Gewohnheiten und Vorurtheilen haben sich ausgebildet; ein jedes kleine Nest hat sich in seinen Bedürfnissen individualisirt und gebraucht seine speziellen Thür- und Fensterbeschläge; Waaren, die an einem Orte gesucht werden, sind im Nachbarorte zu keinem Preise verkäuflich; hier gebraucht man Messer mit grader, dort mit gekrümmter Klinge, hier mit einer Spitze, dort mit breitem Rücken. Ja sogar in die Fremde nehmen sie ihre Gewohnheiten mit: bei Adelaide in Südastralien wurde plötzlich eine besondere Art Sensen gefordert von eingewanderten Deutsch-Böhmen; in Pennsylvanien entstand eine Nachfrage nach einer bestimmten Sorte Schlösser mit Krücken, gleichfalls von Deutschen. Je individualisirt die Bedürfnisse sind, desto schwieriger ist die Massenproduction, und auch die Gestaltung der Consumption stellt derselben also Schwierigkeiten entgegen.

Die Remscheider Artikel behaupten, es ist wahr, noch immer sich auf dem internationalen Markte, aber es gelingt ihnen nur durch die rastlose Betriebsamkeit ihrer Exporteure und durch das geringe Verdienst ihrer Meister. Von Jahr zu Jahr wird die Concurrenz der besseren, gleichmässigeren und sogar billigeren Waaren des Auslands eine schärfere und drückt die Preise; damit sinkt das Verdienst der Kaufleute, Meister und Arbeiter. Weit im Vordergrunde aller Bestrebungen zur Hebung des socialökonomischen Wohles der Industriebevölkerung steht daher die Erhöhung der Gesamtproductivität, welche sowohl der arbeitenden wie der handelnden Klasse ein wach-

sendes Einkommen gewähren würde. Wie in Solingen, so in Remscheid und überhaupt in der bergisch-märkischen Metall-Industrie handelt es sich in erster Linie um einen beschleunigten Uebergang von veralteten und überlebten Betriebssystemen zu höher stehenden, zur Manufactur und zum Fabrikwesen.

Die energische Industriebevölkerung macht bereits kräftige Ansätze. Die jungen Leute begnügen sich nicht mehr mit der Bürger- und Gewerbeschule, seit fünfzehn Jahren gehen sie auch auf technische Mittel- und Hochschulen: die Söhne der Kaufleute und Fabrikanten werden gebildete Techniker. Mit der technischen Bildung wächst das in der Industrie angelegte Capital: in den letzten Jahren sind es weniger die Kaufleute, welche unter dem harten Drucke internationaler Concurrenz kämpfen, als vielmehr die Fabrikanten gewesen, die verhältnissmässig die grössten Gewinne erzielt haben und voran gekommen sind. Dazu dann die Erwägung, dass in der schlechten Zeit vielfach nur diejenigen guten Absatz behielten, welche schöne Waare geliefert hatten; das gab den Sporn, gute und gleichmässige Fabrikate zu liefern. Endlich sieht man ganz allgemein ein, dass an den durch die innere wie internationale Concurrenz gedrückten Preisen nichts mehr zu verdienen ist; die schlechten Meister wissen sich nicht anders zu helfen, als durch Verschlechterung der Qualität und Drücken der Lohnarbeiter, die tüchtigeren aber verbessern die Technik und suchen an den Productionskosten zu sparen. Den technischen Fortschritten folgt man mit grosser Aufmerksamkeit. Auf der Pariser Weltausstellung hatte ich die Ehre den grossen Exporteur, Herrn Carl Friederichs, auf die neue Mondonsche Feilenhaumaschine aufmerksam zu machen. Als ich einen Monat darauf wieder nach Remscheid kam, wussten alle bis auf den letzten Feilenhauer um jene neue Erfindung; Herr Friederichs hatte im Gewerbeverein Bericht über dieselbe erstattet, einen Artikel in die Zeitung gebracht, und bereits war ein Fabrikant unterwegs, um die neue Maschine zu studiren.

So zweifle ich denn nicht, dass wenn ich nach Jahren wieder desselben Weges kommen sollte, mir schon aus weiter Ferne die Leuchtthürme der Grossindustrie, die Schlotte, den Sieg der neuen Betriebsform verkünden werden. Auch die Arbeiter werden herankommen. Zwar nicht die selbständigen Meister, die sich noch stolz von den modernen Zwingburgen fern halten, wohl aber ihre Söhne, die Gesellen und Lehrlinge; für sie schlägt dann die Stunde der Erlösung von der langen Lehrzeit, der veralteten Technik und den gedrückten Löhnen. Mit dem Eindringen des Fabrikbetriebes werden aber die beiden früheren Leiter der Remscheider Industrie aus derselben hinausgedrängt: die Commissionäre und die Meister. Die ersteren werden zu reinen Exporteuren ohne jeglichen Zu-

sammenhang mit der Technik und Industrie, die zweiten sterben aus; eine neue Industriebevölkerung wächst heran, bestehend aus Fabrikanten und Fabrikarbeitern. So ändern sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung die socialökonomischen Gebilde!

### III. Die Arbeiterverhältnisse.

Die arbeitende Klasse zerfällt in Lohnarbeiter und in selbständige Meister.

Lohnarbeiter waren bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts beim handwerksmässigen Betriebe die Gesellen und Tagelöhner, und in der Hausindustrie die Schleifer und Feilenhauer. Einen selbständigen Stand der Gesellen hat es in Remscheid nie gegeben, die meisten wurden später selbständig; die ungelerten Tagelöhner, wie namentlich die Zuhauer, waren nicht so zahlreich und von keinem grossen Einfluss. Beide Arten der Gehülfen wohnten in des Meisters Hause, assen an seinem Tische; es war kein grosser Unterschied zwischen Meister und Geselle. Je nach der Lage des ersteren war auch die der letzteren eine sehr verschiedene; wie die Handwerksmeister so waren auch die Gesellen individualisirt; einen Massenstand mit gleichförmigen Zuständen gab es nicht.

Unter den hausindustriellen Lohnarbeitern ragten in Remscheid wie in Solingen die Schleifer hervor, und mit diesen entbrannten jene heftigen Kämpfe, die in früheren Capiteln geschildert worden sind. Hier stritten sie um Lohnlisten, dort um ihr Privilegium; aber selbst als letzteres im Jahre 1803 aufgehoben wurde, blieb das thatsächliche Monopol bestehen, denn bis 1853 erhielten sich alle Kotten im Besitze der Familien Pickard, Berger und Taesche, welche ihre Löhne auf einer entsprechenden Höhe zu bewahren vermochten; die Bande des Blutes ersetzten die Strikevereine. Dazu kam der grosse Aufschwung der Feilenindustrie, welche die Schleifereien völlig in Anspruch nahm.

Die Feilenhauer begannen allmählich sich aus den Werkstätten der Feilenschmiede auszulösen und in ihren eigenen Wohnungen zu arbeiten; gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts hatte sich die Arbeitstheilung vollzogen und eine Reihe von Meistern beschäftigte sich mit Feilenhauen. Dies war die social und wirthschaftlich schwächste Klasse. Als man während der grossen Kriege genöthigt war, mit den Preisen herabzugehen, wichen sie am ehesten dem Drucke, den die Kaufleute auf die Preise und die Meister auf die Löhne ausübten. Da thaten sich endlich 65 Feilenhauer von Remscheid und Wermelskirchen zusammen und trafen, „um allen Brotneid unter sich abzuschaffen“, am 23 Februar 1797 die Ver-

einbarung<sup>1)</sup>, dass wer Feilen von einem Schmied oder Kaufmann nach Hause bekäme, dafür den Lohn von fünf Thalern pro hundert Sackfeilen erhalten müsste. Sofort begannen die Kaufleute zu jammern, dass dadurch „die nöthige Freiheit des Commerzes untergraben würde“. Dagegen vertheidigten sich die Feilhauer: sie hätten es nicht mit den Kaufleuten, sondern mit den Feilenschmieden zu thun, von denen sie die Feilen zum Hauen erhielten; ihr alter Lohn genüge nicht, weil die Preise der Holzkohlen und Lebensmittel und damit auch der Lohn ihrer Knechte gestiegen wäre; dadurch wären sie verarmt und verdienten höchstens 25 Stüber täglich. Jene Vereinbarung wurde aber am 3. Juli 1801 von der churfürstlichen Behörde cassirt. Aehnlich war es am 14. März 1788 den Fuhrleuten ergangen, welche einen neuen Fuhrlohn nach Frankreich verabredet hatten.

Während des XIX. Jahrhunderts hatten die Lohnarbeiter das Coalitionsrecht verloren. Gerade seit der zweiten Hälfte desselben begann aber der capitalistische Betrieb in Gestalt von Haus- und Fabrikindustrie sich rasch auszudehnen und die Lohnarbeiter in Dampfschleifereien, Feilenmanufacturen und anderen Fabriken zu concentriren. Arbeitermassen zu Lohnstreitigkeiten waren in Fülle vorhanden, und es bedurfte nur der Erlaubniss dazu, um sie entbrennen zu lassen. Das geschah durch die Aufhebung des Coalitionsverbots im Jahre 1869. Zugleich trat der industrielle Aufschwung ein mit seiner starken Anwendung von Maschinen und die Concentration der Bevölkerung in den Städten, wodurch die Bauthätigkeit eine enorme wurde. Remscheid lieferte zu alle dem die Werkzeuge, es war mit Bestellungen überfüllt. Stahl, Eisen und Kohlen stiegen zu nie gekannter Höhe, es mangelte an Arbeitskräften, besonders in den kleinen Schmieden. Nun traten Ereignisse ein, wie man sie in Remscheid noch nie erlebt hatte. Alle Lohnarbeiter, sowohl die in der Haus- wie die in der Fabrikindustrie beschäftigten, welche bisher vielfach in ihren Interessen concurrirt hatten, traten zu Gruppen je nach ihren gleichartigen Beschäftigungen zusammen und stellten ihre Forderungen mit der Drohung einer eventuellen Arbeitseinstellung. Nun vereinigten sich auch Fabrikanten und Fabrikkaufleute in grosser Zahl nach Art ihrer Artikel und bestimmten Vereinerhöhungen von 10 bis 35 Procent und später noch mehr. (Vergl. Anlage VI.) Mit den meisten Gruppen gelang eine friedliche Auseinandersetzung, einmal weil dieselben nicht sehr zahlreich und dann weil die Artikel so mannigfaltig waren, dass gleichmässige Bedingungen nicht so leicht zu stellen waren; selbst mit den Schleifern wurden die Streitigkeiten befriedigend gelöst.

<sup>1)</sup> Düsseldorf Staatsarchiv a. a. O. Acta 27. Convolut II.

Anders gestaltete sich die Entwicklung in der wichtigsten Industrie, der Feilenfabrikation. Hier bestand seit dem Jahre 1845 eine Feilenhauer-Innung, welche nach 1850 drei Jahre lang ruhte und deshalb aufgelöst werden sollte, die sich jedoch durch alle Wechsel der Zeiten erhalten hatte. Wie bei den Seidenwebern, so war auch hier gemäss der Verordnung vom 9. Februar 1849 die Ordnung des Lehrlingswesens die Hauptaufgabe; dieselbe wurde aber um so unwesentlicher, je mehr die jungen Leute in die Manufacturen gingen, wo sie auch ohne Lehrlingsprüfung gleich bezahlt wurden. Beim Handwerksmeister erhielten die Knaben die Kost und wenig Lohn, in der Fabrik aber zwei Thaler und die Kost von ihren Eltern; diesen letzteren lag weniger an der Entlastung der Nahrungssorgen um ein Kind, als an dem Erwerbe der blanken Thaler, und sie schickten ihre Söhne immer mehr in die Manufacturen. Die Lohnarbeiter-Innung siechte kraftlos dahin, weil sie an die Verfolgung ihres Lebensinteresses, der Bestimmung der Lohnhöhe, sich nicht heranwagen durfte. Da sprengte das Jahr 1869 die Fesseln und im selben Jahre errichtete die Innung eine Lohntaxe, die aber nicht völlig zur Durchführung gelangte. Je günstiger nun die Conjunction wurde, desto mehr wollten die Arbeiter an derselben theilnehmen und mit den steigenden Preisen auch ihre Löhne erhöhen. Es bildeten sich neben der Innung die Feilenhauer-Vereine der Feilenschmiede, Feilenschleifer und Zuhauer, welche einen gemeinsamen Vorstand erwählten, an dessen Spitze der Obermeister der Feilenhauer-Innung, Herr Weiss, trat. Dieser warb in Wermelskirchen, Lüttringhausen und Rade vorm Wald Genossen für seinen Bund.

Die Innung verhielt sich still. Da erklärten die Feilenhauer der Firma Mannesmann: ihr Lohn sei zu gering, und als eine Erhöhung desselben nicht bewilligt wurde, legten sie die Arbeit nieder. Nun erkannte die Firma die Berechtigung der Forderung an, es gelang ihr einen Verein von dreizehn Feilenfabrikanten zu bilden, und in gemischter Commission vereinbarten sie im Jahre 1872 einen Tarif für sämtliche Feilenarten. Ausserdem wurde die frühere Sitte beseitigt, wonach der Feilenhauer die Schleifer und die Fracht vom und zum Kotten bezahlt hatte; von nun ab erhält er den reinen Lohn für seine Arbeit. Die Fabrikanten, welche den Tarif nicht befolgten, wurden durch Strikes zu seiner Anerkennung gezwungen. Darauf folgte eine Zeit der Ruhe.

Da erklärten die Feilenschmiede dem Gesamtvorstande, dass ihre Löhne zu niedrig wären und sie dieselben erhöhen wollten. Herr Weiss gab ihnen zu, dass ihr Lohn nicht zu hoch wäre und er gegen ihr Vorhaben nichts einzuwenden hätte. Das fassten die Schmiede so auf, als hätte der Vorstand der Feilenhauer-Innung ihre Absicht gebilligt und ihnen

Unterstützung zugesagt, und erklärten solches öffentlich. Der Obermeister beging nun eingestandenermassen den Fehler, Freund und Feind bei diesem Glauben zu lassen und schwieg dazu: „Hätte ich gewusst, welche Strikerei daraus entstehen würde, so hätte ichs gewiss widerrufen.“ Während früher nur 13, traten nun 25 Fabrikanten zu einem Verein zusammen voran die Mannesmann mit 13 Führern (d. h. 13 Schmieden welche für je 5—10 Hauer Arbeit schaffen), und sperren sämtliche Feilenarbeiter aus, bis die Schmiede sich fügten. Aber die Arbeiter hatten Glück. In Kronenberg fand sich eine neu gegründete Actiengesellschaft, welche von zwei Juden Capital empfing und den grössten Theil der Hauer zum Tarif von 1872 beschäftigte. So vermochten die Arbeiter die Aussperrung zu ertragen. Schon nach drei Wochen erklärte der Fabrikantenverein, die Arbeiter dürften wieder Beschäftigung erhalten. Nun erklärten die Feilenhauer ihrerseits, zum alten Lohn nicht mehr arbeiten zu können und forderten eine Erhöhung desselben. Wieder brach ein Strike aus, der diesmal 21 Wochen dauerte. Die Arbeiter forderten statt der einseitigen Octroiirung der Löhne, eine gemeinsame Festsetzung derselben, also die Verwirklichung des constitutionellen Principis in der Wirthschaft. Endlich gaben die Fabrikanten nach, und ein neuer Tarif wurde am 1. Juni 1873 vereinbart mit einem Aufschlage von 15 Procent. Inzwischen war schon im Januar der Rückschlag eingetreten und die Arbeitslosigkeit trat ein; ein Feilenhauer unterbot den anderen, die Fabrikanten drückten von oben, und im Jahre 1878 waren die Löhne um 50 Procent hinabgegangen. Die Härte der Fabrikanten ist hier kaum eine geringere als in Solingen. „In den guten Zeiten hatten die Arbeiter uns in ihrer Gewalt, jetzt haben wir sie in der unsern, — sie sollen fühlen, was das heisst!“ sagte Fäuste ballend ein Fabrikant. Wehe den Besiegten!

Die Lohnstreitigkeiten im Jahre 1873 haben viel böses Blut und Erbitterung erzeugt. Die Fabrikanten gestehen jetzt selbst ein, dass die Aussperrung sämtlicher Arbeiter eine ganz überflüssige gewesen sei, und die Arbeiter erkennen, wie zwecklos es war, bei rückgehender Conjunction eine Lohnerhöhung zu erzwingen. Die Fabrikanten suchten die einheimischen Arbeiter durch die Einführung von Maschinen und von fremden Arbeitern entbehrlich zu machen. Es bildete sich in Form einer Actiengesellschaft ein Verein zur gemeinschaftlichen Einführung und Benutzung der Feilenhau-Maschine von Dodges und stellte auch fünf derselben auf. Der Gewerbeverein beschaffte durch die Presse, Agenten und Privatleute aus andern Provinzen 130 Lehrlinge, namentlich aus dem Regierungsbezirk Gumbinnen, deren Folgsamkeit gerühmt wurde und bei denen Vertragsbrüche weniger zu befürchten

waren; den Meistern wurde die Verpflichtung auferlegt, sie zum Besuch der Fortbildungsschule anzuhalten. Als sie aber längere Zeit in Remscheid blieben, erhoben sie die gleichen Ansprüche und waren noch roher als die bergischen Arbeiter. —

Weniger zahlreich als der Stand der Lohnarbeiter ist der der selbständigen Handwerksmeister. Die Vereine, in welchen eine jede dieser beiden Klassen der arbeitenden Bevölkerung sich zusammenfasst, sind fundamental verschiedener Natur entsprechend ihren verschiedenen Interessen. Beide erstreben sie die Ordnung ihres Wirtschaftslebens durch Sicherung ihres Einkommens. Die Lohnarbeiter thun das durch die Regelung ihres Lohnes und ihres Arbeitsangebots, die selbständigen Handwerksmeister durch die Regelung der Waarenpreise, Beschaffung der Rohstoffe und Verminderung der Productionskosten durch Verbesserung der Technik. Die Vereine der Lohnarbeiter beruhen daher auf dem Princip der Gewerksvereine oder Gewerkschaften, die Vereine der Handwerksmeister auf dem Princip der Zünfte oder Innungen. Es war ein grenzenloses Missverständniss der Verordnung vom 9. Februar 1849, hausindustrielle Lohnarbeiter, wie Weber und Feilenhauer, zu „selbständigen Handwerksmeistern“ zu proclamiren und gleichartige Innungen für diese beiden gänzlich verschiedenen Klassen der arbeitenden Bevölkerung zu bilden. Diese Innungen hielten sich an den äusserlichen Namen der „Meister“; die Aufgabe von Meistern aller Art ist aber die Ausbildung der lernenden Anfänger der Industrie; daher wurde das Lehrlingswesen zum Mittelpunkt der Thätigkeit der Innungen erhoben, und da dasselbe höchst unpraktisch geordnet war, so hatten die letzteren bald gar keinen Inhalt.

Lebensfähig ist ein Gewerkverein oder eine Gewerkschaft von Lohnarbeitern nur dann, wenn er in erster Reihe seine wesentlichste Arbeitsbedingung, den Lohn, behandeln darf, wenn er eventuell eine Arbeitseinstellung herbeiführen kann und ferner wenn er das Arbeitsangebot durch eine Art Lehrlingswesen regeln darf. In dieser Hinsicht stehen Fabrikarbeiter und hausindustrielle Lohnmeister einander gleich. Sie unterscheiden sich darin, dass die ersteren in Folge ihrer Beschäftigung in fremden Werkstätten noch die Dauer der Arbeitszeit, die Art der Auslöhnung u. s. w. mit ihren Fabrikanten zu ordnen haben, und dass die hausindustriellen Meister in Folge der Arbeit in ihren eigenen Werkstätten theilweise doch die Leiter der Technik sind, welche um so wichtiger wird, je grösser die Capitalanlagen z. B. bei den Schleifereien sind. Dem entsprechend werden die Gewerkschaften der Fabrikarbeiter noch weitere Streitpunkte mit ihren Fabrikanten in ihr Programm aufnehmen; einzelne der hausindustriellen Meistervereine werden eine Art genossenschaftlichen Character z. B. für Melioration der Wasserläufe u. s. w. tragen. Weit

wichtiger als die unterschiedenen sind aber die gemeinsamen Interessen der Lohnarbeiter: die Regelung des Arbeitsangebots und des Lohnes. Verbiethet man ihnen diese beiden Aufgaben zum Mittelpunkte ihrer Bestrebungen zu machen, so unterbindet man die grosse Ader, welche den Arbeitern durch den Lohn ihr Einkommen, die wirthschaftliche Lebenskraft, zuführt. Die Vereine der Schleifer in Solingen und der Feilenhauer in Remscheid sind die Ansätze zu künftigen Gewerkschaften. Sie sind wild den Thatsachen entwachsen, noch nicht gefestigt durch Traditionen, von keinen Principien geleitet; sie sind die fliegenden Corps im Sommer der Conjunction, die wohl auf zum fröhlichen Jagen nach höheren Löhnen durch alle Werkstätten ziehen und dann nach lustiger Pirsch die Beute rasch verzehren, so dass sie im Winter in ihrer Vereinzelung gar bald an Mangel leiden. Im Innern sind sie nur locker organisirt; die ungeordneten Versammlungen erzeugen häufig nur wüste Gedanken und Thaten. Die jungen Gewerksvereine werden sich aber auswachsen und um so erfolgreicher und segensreicher wirken, wenn der Staat sie sanctionirt und ihnen bei ihrer Entwicklung behülflich ist; ihre Organisation würde analog der sein, wie ich sie bei den Crefelder Seidenwebern ausgeführt habe.

Die Zünfte oder Innungen der selbständigen Handwerksmeister haben das Hauptinteresse an der Ordnung der Waarenpreise, der Beschaffung der Rohstoffe und der wirksamen Gestaltung der Technik. Diese Aufgaben werden die beiden Klassen der Handwerksmeister jedoch mit verschiedenem Vortheil verfolgen, je nachdem sie dem eigentlichen für den Ortsbedarf arbeitenden Handwerk angehören oder der handwerksmässigen auf Massenabsatz bedachten Industrie. Im eigentlichen Handwerk treibt jeder Meister selbst den Handel; es wird ihm aber schwer, sein Lager reichhaltig genug zu assortiren und entsprechende Preise zu erhalten. Daher werden die Magazine von wachsender Bedeutung, für welche die Handwerksmeister gegen sofortige Baarzahlung arbeiten, welche sie aber nach und nach zu der Stellung von hausindustriellen Lohnmeistern hinabdrücken. Diesem Verluste der Selbständigkeit suchen die Magazingenossenschaften zu steuern, welche durch Ausgabe von Lagerscheinen wenigstens ein vorläufiges Aequivalent für die sofortige Baarzahlung des Magazinbesitzers bieten können. Bei der Massenproduction und dem Massenabsatz der handwerksmässigen Industrie sind die Magazine von viel zu localer Wirkung; ferner treibt die Masse der Kleinmeister selbst keinen Handel, und auch die zu einer Handelscompagnie umgebildete Zunft wird die speculirende und riskirende Thätigkeit von ein paar intelligenten Kaufleuten nicht ersetzen. Einzig bliebe die Möglichkeit übrig, in einigen Grossstädten wie Berlin, Magazine zu errichten; in der Hauptsache wird



die Zunft die Preise nicht anders zu Gunsten der Meister verbessern können, als durch Gründung von Bureaus für den Nachweis von Beschäftigung und der Höhe der Waarenpreise. Die Heimlichkeit, durch welche die Waarenpreise oft ungebührlich heruntergeschraubt werden, würde dadurch zerstört und grössere Klarheit über die Chancen des Absatzes unter den Kleinmeistern verbreitet werden. Dem Wesen der Sache gemäss würden die Zünfte sehr bald „die Waaren auf einen billigen Preis setzen“ wollen. Das schliesse jedoch eine Verkenntung des wesentlichen Unterschiedes im Handelsbetriebe und in den Absatzverhältnissen von früher und heute in sich. Früher setzte die Zunft als Organ der selbst handeltreibenden Meister die Preise auch nur so lange fest, als die Käufer sich in Abhängigkeit von den Producenten befanden. Heute bei der Trennung von fabricirendem Meister und handeltreibendem Commissionär wären Preistaxen zunächst schon uncontrolierbar; ferner werden die Preise auf dem Weltmarkte durch viel zu sensible Ursachen bestimmt und die Provision der unter internationalem Drucke concurrirenden Kaufleute ist vielfach gar keine so übermässige; endlich sind die Productionsbedingungen der Meister unsäglich verschieden je nach Gelegenheit des Materialieneinkaufs, der Grösse der Werkstatt und der Arbeiterzahl, den angewendeten Maschinen und all den tausenderlei anderen Momenten, ebenso wie ihre Consumtionsbedingungen nach der Kinderzahl u. s. w. variiren; darnach richten sich auch ihre Preise. Erst den Consortien ganz grosser Unternehmungen ist es in der allerneuesten Zeit gelungen, gewisse Verabredungen über gleichartige Waarenpreise zu treffen.

Die Beschaffung von Rohstoffen in geeigneten Qualitäten und Preisen fällt den Meistern im eigentlichen Handwerk oft schwer, und eine genossenschaftliche Beschaffung der Materialien seitens der Zunft wäre sehr zweckentsprechend. In Remscheid jedoch halten die Hüttenwerke grosse Niederlagen und Reisende auswärtiger Firmen besuchen regelmässig das Land, so dass Gelegenheiten zu billigen und guten Käufen überreich vorhanden sind; hier könnte die Zunft die Garantie für die ärmeren Genossen übernehmen, so dass für diese die Bedingungen der Creditnahme denen der grösseren Fabrikanten ähnlich würden.

Der Schwerpunkt der Zünfte wird dort ruhen, wo er auch im Mittelalter gelegen hat, in der Ordnung und Hebung der Technik. Die Controlle der fertigen Waare ist Aufgabe der Kaufleute geworden, es verbleiben die Ausbildung der Arbeitskräfte und die Verbesserung des technischen Productionsprocesses. In dieser Hinsicht stehen die Leiter des eigentlichen Handwerks, des handwerksmässigen und des hausindustriellen einander gleich; die letzteren zwar nicht alle, weil bei ausgehnter Arbeitstheilung viele Verrichtungen so einfache sind,

dass sie weder eine besondere Ausbildung noch irgendwie nennenswerthe Capitalanlagen erfordern. Das Lehrlingswesen bleibt in allen Handbetrieben bis in die Manufactur hinein das beste Mittel, um den lernenden Arbeitern gewisse Handfertigkeiten und technische Kenntnisse beizubringen, bis in den Fabriken die Selbstthätigkeit der Hand durch die automatische Maschine ersetzt wird. Dem inneren Bedürfniss entsprechend hat sich denn auch ohne gesetzliche Regelung das Lehrlingswesen erhalten und wird nur periodisch durch das Aufsteigen der Conjunctionen erschüttert; theils laufen dann die Lehrlinge selbst fort eines höheren Erwerbes wegen, theils verleiten fremde Meister sie zum Vertragsbruch, indem sie sie z. B. betrunken machen. Ueber den Werth des Lehrlingswesens darf man sich jedoch nicht täuschen: mehr als Routine wird nicht beigebracht und auch diese nach dem Stande einer vergangenen Generation. Gewerberichter haben oft die Erfahrung gemacht, dass die Meister die Lehrlinge z. B. an das eigentliche Schmieden gar nicht heranlassen. Die Lehrlinge kosten im ersten Jahre dem Meister, im zweiten gleichen sich Kosten und Gewinn aus ihrer Arbeit aus, im dritten überwiegen die Gewinne; dann laufen bei günstiger Conjunction die Lehrlinge davon, und um solches zu verhüten, zeigen die Meister ihnen nur einzelne Theilarbeiten.

Die Erwerbung von blossen Handfertigkeiten ist nicht genügend, und zwar um so weniger, je bedrohter das betreffende Handwerk vom mechanischen Betriebe ist. Das Rad der Maschine geht dann zermalmend über die Existenz von tausenden selbständiger Meister, weil es ihnen an Capital, an technischen Kenntnissen und an Initiative gebricht, sich bei Zeiten die Vorzüge derselben anzueignen. Und doch ist es in technischer, wirtschaftlicher und socialpolitischer Hinsicht von so unendlicher Wichtigkeit, dass nicht allein das Vorhandensein von Capital bei den Kaufleuten, sondern auch die Energie und technische Bildung der Meister die Gründung einer Grossindustrie herbeiführt, dass die Elite der Handwerksmeister aus eigener Kraft zu Fabrikanten sich emporzuringen vermag. Daher ist beim handwerksmässigen Betriebe die technische Fachschule doppelt wichtig nicht allein aus pädagogisch-technischen sondern auch aus socialpolitischen Gründen. Von der projectirten Schule in Remscheid soll im letzten Abschnitt ausführlicher gehandelt werden.

Ein verbessertes Lehrlingswesen und ein Besuch der Fachschule wären doch nur in der Jugend wirksam; sie würden jedoch selbst bei den tüchtigeren Meistern ohne tiefgehende Folgen bleiben und vollends nichts an den verrotteten Gewohnheiten der grossen Masse der indolenten Arbeiter zu ändern vermögen, wenn nicht eine fortlaufende Anregung gebildeter Techniker stattfände. Es sollten daher die Ge-

werbevereine oder die zu errichtenden Gewerbekammern bzw. die Innungen der bergischen Kreise Solingen, Remscheid und Mettmann, und der märkischen Kreise Hagen, Altena und Iserlohn ein oder zwei Ingenieure engagiren mit Zuschüssen seitens der Handelskammer und Deckung des Restes seitens des Staates. Diesen Männern läge die systematische Förderung der technischen Interessen ob: sie organisiren, wie im Jahre 1875 von einer Anzahl Remscheider Fabrikanten begonnen, Muster- und Maschinenausstellungen, sie belehren in öffentlichen Vorträgen und in den Werkstätten die Meister, entwerfen gegen nur geringe Gebühren Pläne für Wasserwerke und Schmieden, wählen neue Maschinen aus, die kostenfrei zur Benutzung und gegen ermässigte Preise zum Ankauf überlassen werden; durch Prämien wird nachgeholfen. Unaufhörlich müssten die Ingenieure mit ihrem Rathe den Meistern zur Seite stehen und nur bei grösseren Anlagen eine entsprechende Bezahlung erhalten. Dadurch würden viele Anlagen von Kleinmeistern verbessert, diese concurrenzfähig gemacht und den tüchtigeren der Uebergang zum Manufactur- und Fabrikbetriebe erleichtert werden.

Durch den Umgang mit gebildeten Technikern und durch die Verhandlungen in Gewerbevereinen und Gewerbekammern würde den Meistern die Kritik über ihre Leistungen wiedergegeben werden. Ein direkter Verkehr zwischen ihnen und den Consumenten existirt nicht, und dieser hätte doch eine stete kaufmännische Kritik und Belehrung seitens des Verbrauches zur Folge; er böte dem Kleingewerbe in mancher Beziehung Ersatz für die fehlenden theoretischen Vorkenntnisse und schaffte ihm vor allem Klarheit über die endliche Benutzung seiner Erzeugnisse und bewahrte ihn davor, gegebene Formen einfach nachzuahmen. Das Bindeglied der Kaufleute ist nicht im Stande, diesen technischen Rapport zu vermitteln. Bei den Grossfabrikanten ist das wieder besser, da sie mit einem ganz andern materiellen und geistigen Capital wirthschaften.

Die Zünfte (oder in Ermangelung derselben die Gewerbekammern) und die Ingenieure wären sachverständige Organe, etwaige Lehrlingsprüfungen vorzunehmen; sie wären fähig nicht allein die tüchtige Erlernung von Handfertigkeiten, sondern auch die Aneignung einer weitergehenden Fachbildung richtig zu beurtheilen. Die Zeugnisse derselben würden ohne Zweifel gewisse Bevorzungen bei der Besetzung von Stellen als Werkmeister, Maschinenmeister u. s. w. zur Folge haben.

Aus den Aufgaben der Innungen erhellen die Mängel und Beschränkungen, denen allenthalben der handwerksmässige Betrieb unterliegt. Er hat Schwierigkeiten zu überwinden beim Absatz, bei der Beschaffung der Rohstoffe, der Verbesserung der Technik; es fehlt ihm ebenso an Energie und Kenntnissen wie an Capital, die Unternehmungen zu vergrössern. Das entscheidet den Verlauf der Conjunctionen, worüber hier ein kurzer Excurs eingeschaltet werden soll.

Beengt von allen Seiten besitzt die Industrie beim handwerksmässigen Betriebe eine sehr geringe Ausdehnungsfähigkeit. Zunächst erfordert das bei diesem Betriebssystem wichtigste Productionsmittel, die menschliche Arbeitskraft, eine gewisse Ausbildung, welche um so länger dauert, je geringer die Arbeitstheilung ist. Ferner ist die Anziehungskraft der Industrie auf fremde Arbeiter, die ja in der Regel dann auch noch nicht angelernte sind, eine verhältnissmässig geringe; die Lockrufe der Kleinmeister reichen nicht weit, sie sind zu schwach und verhallen ungehört. Die Remscheider Meister gelangten daher bei dem letzten Aufsteigen der Conjunctionur zu folgendem Verfahren: sie kamen an den Gewerbeverein und trugen ihm ihren Mangel an Lehrlingen vor; dieser liess nun durch Agenten, Zeitungen und Privatleute Lehrlinge herbeischaffen und schoss sogar die Hälfte der Reisekosten vor, weil die Meister selbst dazu nicht im Stande waren. In Folge dieser Beschränktheit an Arbeits- und Capitulkräften bleiben diese beiden Productionsfactoren ziemlich stabil. Zwar entsteht eine ungeheure Unruhe innerhalb des Handwerks, die Gesellen und Lehrlinge laufen von einem zum andern Meister oder etabliren sich selbständig, aber die eigentliche Ausdehnung der Production findet durch Verlängerung der Arbeitszeit und durch die Beschäftigung aller sonst überzähligen Arbeiter statt. In Remscheid stiegen daher auch die Preise und Löhne ganz bedeutend, die Waarenmengen schwollen ganz beträchtlich über das Niveau mittlerer Jahre an, aber eine Ueberproduction hat eigentlich nicht stattgefunden, wofern man darunter eine volkswirtschaftlich falsche Deplacirung von Capital und Arbeitskräften versteht.

Aehnlich wie beim handwerksmässigen Betriebe verlaufen die Conjunctionen bei denjenigen Hausindustrieen, welche hochgelernte Arbeiter beschäftigen wie z. B. bei der Solinger Schleiferei. Auch hier findet keine acute Vermehrung von Arbeits- und Capitulkräften statt, wohl kann man aber bis zu einem Grade von einer chronischen Ueberproduction reden. Die Solinger und Remscheider Industrie ist nämlich räumlich in einem bestimmten Gebiete concentrirt und hat, wie später genauer ausgeführt werden soll, die Bevölkerung desselben völlig aufgesogen, so dass weder andere Gewerbe noch Acker-

bau in nennenswerthem Masse betrieben werden. Diese Industriebevölkerung erzeugt sich selbst; sie ist einerseits im Wesentlichen auf das aus sich selbst hervorstehende Menschenmaterial beschränkt; andererseits verlässt auch keiner das heimische Gewerbe und namentlich bei günstigen Conjunctionen ist es psychologisch erklärlich, dass die Chancen der Zukunft überschätzt werden. Diese zum Handwerk geborenen, meist gelernten Arbeiter werden ergänzt durch die Einwanderung unbeholfener Tagelöhner aus dem Oberbergischen, dem Hessenlande, dem Westerwalde und anderen wilden Gegenden. Dadurch ist eine Industriearbeiterschaft entstanden, welche besonders in Solingen und hauptsächlich in einzelnen Arbeitsverrichtungen, wie in der Schmiederei, der gesammten Waffenfabrikation u. s. w. eine überzählige Bevölkerung darstellt, die im Durchschnitt mittelguter Jahre unbeschäftigt bleibt und langsam oder auch, wie die Schwertschmiede, rascher theils das communale Eigenthum in Gestalt von Armenunterstützung, theils ihr alt ererbtes, aus früheren Jahrhunderten stammendes Privateigenthum in Form von Verpfändung und Verkauf von Werkstätten, Wohnungen, Genussgütern aufbraucht. Diese Bevölkerung ist eine angesessene und technisch hochgebildete; sie unterscheidet sich ganz wesentlich von den fliegenden Colonnen der jungen Fabrikarbeiter z. B. in der Textilindustrie; und nicht zum geringen Theile aus dem Vorhandensein dieser industriellen Reservearmee und deren Beschäftigung über die normale Arbeitszeit hinaus erklärt es sich, dass trotz der Monate langen Strikes die kolossalen Bestellungen der Jahre 1871—73 doch noch bewältigt worden sind. Unter normalen Verhältnissen wäre ein viel stärkerer Uebergang zum mechanischen Betriebe erfolgt; warum das nicht geschehen, ist im Früheren wohl hinreichend hervorgehoben worden.

Beim handwerksmässigen Betriebe beruhen die Schwierigkeiten einer Ausdehnung der Industrie für die Kleinmeister auf dem Mangel an Capital und Arbeitskräften; dieser wird bei der Hausindustrie bedeutend weniger fühlbar. Das liegt daran, dass an der Spitze der Industrie Kaufleute stehen, die mit grosser Energie sich Absatz schaffen, mit entsprechender Intensität aber auch die Production auszudehnen im Stande sind. Das Anlagecapital der Industrie ist unter allen Theilarbeitern so sehr zerstreut, dass ein jeder derselben unschwer seinen Antheil aufzubringen vermag; das Betriebscapital besteht hauptsächlich in Lohnfonds und vermindert sich um so mehr, je längere Credite beim Verkaufe der Rohstoffe gewährt werden und je häufiger die Chancen des Absatzes sind, wodurch das Halten eines Waarenlager überflüssig wird. Die Betriebscapitalien gehören den Kaufleuten selbst; theils haben diese die Quellen des Credits flüssig zu machen verstanden; das pilzartige Aufwuchern derselben bei ansteigen-

den Conjunctionen, ihre Vermehrung, ja die eingetretene Verdoppelung in Crefeld, in Solingen und anderweit beweisen, mit welcher Kraft die hausindustriellen Kaufleute die Schwierigkeiten überwunden haben, die seitens der Capitalbeschaffung entstehen. Das gleiche Ungestüm entwickeln sie bei der Beschaffung der Arbeitskräfte; Gesellen machen sie zu Meistern, Lehrlinge zu Gesellen; sie ziehen fremde Arbeiter heran und zwar mit um so grösserer Leichtigkeit, je geringer die Vorbildung ist, welche von den Theilarbeitern erfordert wird und daher eine Ausdehnung über enge Grenzen hinaus erlaubt, wie z. B. bei der Weberei. Bei der grösseren Menge ihrer Producte vermögen sie die schlechteren Waaren der Anfänger unter die guten zu mischen und sie um so eher an die Käufer zu bringen, als sie selbst den Absatz in Händen haben. Bei dem grösseren Umfange ihrer Unternehmungen vermögen sie schon planmässiger und darum auch wirksamer alle Dispositionen zu treffen, während die Kleinmeister mit ihren paar Gesellen nichts zu überschauen im Stande sind.

Bei der Ausdehnung der Hausindustrie dreht es sich in erster Reihe um das Anwerben neuer Arbeitskräfte und um die Capitalbeschaffung zu deren Auslöhnung. Zwar geht das Nationalcapital zum Theil in feste Anlagen wie Werkzeuge und Werkstätten über, dem Hauptbestandtheile nach bleibt es aber im flüssigen Zustande des Betriebscapital; umgekehrt verbleiben die Arbeiter wohl an ihren früheren Wohnorten, aber in der Art ihrer Beschäftigung ist eine wesentliche Verschiebung eingetreten. Wenn die steigenden Preise Gewinne in Aussicht stellen, werden Arbeiter angeworben und Capitalien zusammengezogen, um als Lohnfonds zu dienen; fallen später die Preise, so fliessen die fremden Capitalien ihren Eigenthümern zurück und die eignen werden in Sparkassen oder in sichern Papieren unterzubringen gesucht, die Arbeiter aber haben ihren Beruf gewechselt und sind nun bis zum nächsten Aufschwunge der Conjunction in der übelsten Lage. Die Ausdehnung der Production beruht in der Hausindustrie in erster Reihe auf der Vermehrung der Arbeitskräfte; die Conjunctionen treffen daher vor allem den Arbeiterstand und ihr Wechsel fällt mit ausserordentlicher Plötzlichkeit auf denselben.

Beim maschinellen Fabrikbetriebe liegen die Schwierigkeiten einer Ausdehnung der Industrie weniger in der Beschaffung der ungelerten Arbeitskräfte, als vielmehr der beträchtlichen Anlage- und Betriebscapitalien; dazu gesellt sich das Misstrauen, welches die Fabrikanten gegen die Dauer der Nachfrage hegen. Ist die Fabrik aber einmal gegründet, so stellt sie sich als selbständiges Ganzes hin, das Anlagecapital wird ohne Betriebscapital nicht lebensfähig und bedarf der befruchtenden Thätigkeit des Fabrikanten. Die beiden ele-

mentaren Forderungen einer jeden Anlage sind: einmal vollständige Ausnutzung der Räume, der Dampfkraft u. s. w., was zu immer grösserer Ausdehnung der Anlage führt; zweitens die dauernde Fortführung des Betriebes zur Deckung der Zinsen, was um so gebotener erscheint, je mehr der Fabrikant mit fremdem Capitale arbeitet. Daraus folgt zunächst bei günstiger Coniunctur eine Ausdehnung des Betriebs, dann beim Rückschlage eine Fortführung der vergrösserten Unternehmung auch bei gedrückten Preisen und Löhnen, wodurch die Krisen verlängert und die Unternehmer härter getroffen werden. In der Hausindustrie sind die Kaufleute ungebundener, daher sind alle Uebergänge schroffer: die Ueberproduction tritt rascher ein, die Krisis wird früher eclatant, die Einschränkung kann rascher erfolgen. Es ist characteristisch, dass in der Hausindustrie par excellence, der Crefelder Hausindustrie, zuerst die Krisis im Sommer 1872 begann und dort auch zuerst im Frühjahr 1878 geendet hat. Gegenüber diesem rückweisen Hin- und Herspringen der Hausindustrie und den nach steter Ausdehnung drängenden jungen Fabriken erscheint eine Gruppe von Etablissements im Zustande fast absoluter Stagnation; es sind dies diejenigen, die bereits ihr Capital abgeschrieben haben und von Capital so gesättigt sind, dass ihre Ausdehnung nur durch Gründung von ganz neuen Fabriken, unabhängig neben den alten, zu bewerkstelligen wäre. Diese, wie z. B. die Eliteindustriellen in Düren, einige Spinner in Eupen, einige Nähadel- und Tuchfabrikanten in Aachen und Burtscheid, hatten ihren Betrieb weder erheblich vergrössert noch eingeschränkt, sie hatten vielmehr als erbliche Capitalmagnaten majestätisch ihre alte traditionelle Production aufrecht erhalten.

Die Schwierigkeit einer Ausdehnung der Production hängt in der Hausindustrie vom Grade der Schulung der Arbeitskräfte ab, in der Fabrikindustrie von dem Umfange des Capitalerfordernisses; hier gelangt der Unterschied der Privat- und der Actienunternehmung zur Geltung. Bei der Privatunternehmung trägt der Gründer auch die Consequenzen seiner Handlungen, er läuft das gesammte Risiko und beobachtet trotz aller gegentheiligen Erscheinungen doch eine gewisse Vorsicht. Bei den Actiengesellschaften ist die Gründungskraft eine ausserordentliche; bei günstiger Coniunctur können mit grosser Schnelligkeit beträchtliche Capitalien zusammengebracht werden, und die volkswirtschaftlich so verhängnissvolle Festlegung von Anlagecapitalien findet mit grosser Leichtigkeit statt. Und zwar ist dieselbe für die Gründer um so weniger riskant, je rascher in Folge einer verfehlten Gesetzgebung sie sich aus der Unternehmung zurückziehen vermögen. Mit dem gleichen Ungestüm wie die Arbeitskräfte in der Hausindustrie werden die Capitalkräfte Einzelner durch die Actiengesellschaft der Industrie zugeführt, und zwar häufig

nicht in planvoller Weise zur stetigen Ausdehnung derselben, sondern nur zu oft zur Bereicherung der momentanen Leiter der Unternehmungen durch Ausnutzung einer günstigen Con-junctur.

Ein jedes Aufsteigen der Con-junctur hat eine Ausdehnung der Production, eine Zuführung von neuen Arbeits- und Capitalkräften zur Industrie zur Folge. In der Regel haben sich bisher die Leiter der Industrie über die Chancen des Aufschwungs geirrt und eine Anlage von Capital- und Arbeitskräften hervorgerufen, welche im Stande ist, den ungesund gesteigerten Begeh'r auf der Höhe der Con-junctur zu decken. Hierauf beruht die sogen. Ueberproduction, worunter also nicht etwa nur ein übermässiger Vorrath von Waaren zu verstehen ist, sondern vielmehr die Fähigkeit der Industrie, weit über das Mittelmass des gewöhnlichen Bedarfs Waaren zu produciren. Die letzte grossartige Ausdehnung der Industrie wurde verursacht einmal durch eine ganz ungemein gesteigerte Nachfrage, welche verstärkt wurde durch die Milliardenübertragung und eine falsche Consumtionspolitik der Privaten und der Staaten, ferner dadurch, dass zeitweise auf dem internationalen Markte das an Capital- und Arbeitskräften geschwächte Frankreich ausblieb, für welches andere Länder und nicht zum wenigsten Deutschland einsprang.

Es ist eine heikle volkswirthschaftliche Frage, ob in der Hausindustrie oder in der von Privaten oder von Actiengesellschaften betriebenen Fabrikindustrie die übermässige Anlage von Capital- und Arbeitskräften von grösserem Schaden ist. Zunächst hinsichtlich der Capitalverwendung. Diese ruft bei der Hausindustrie die geringste Verschiebung des Nationalcapitals hervor; dasselbe bleibt in der Hauptsache in flüssiger Gestalt. Hingegen sind die Anlagen bei den grossen Actienunternehmungen ganz ungeheure, diese müssen fortlaufend in Betrieb erhalten werden, und da sie bei der Decentralisation ihres Capitals direct keine Dividenden zu geben brauchen, üben sie einen furchtbaren Druck auf die Preise, Gewinne und Löhne aus.

Bei rückgehender Con-junctur zeigt sich der Unterschied zwischen der Fabrikindustrie und den anderen Betriebssystemen auch in der wirthschaftlichen Parteinahme. Die erstere muss ängstlich darauf bedacht sein, sich die Märkte und Preise für ihren fortlaufenden Betrieb zu erhalten; sie wird daher besonders empfindlich gegen die ausländische Concurrenz, wenn dieselbe ihr im eigenen Lande die Abnehmer entzieht und gerade zur ungünstigsten Zeit die Preise drückt. Die Fabrikindustrie ist daher schutzzöllnerisch; bei aufsteigender Con-junctur kommt das weniger zur Geltung, da sie dann reichlich Nachfrage vorfindet; beim Rückgange aber beginnen die Klagen über mangelnden Schutz, selbst wenn die Einfuhr gegen früher



gar nicht zugenommen hat. Erst später, wenn die gesammte Industrie schon mehr auf Export angewiesen und die ausländische Concurrenz überwunden ist, wird sie freihändlerisch. Aber selbst innerhalb schutzzöllnerischer Fabrikindustrieeen giebt es Gruppen von Interessenten, welche freihändlerisch sind, oft gerade die grössten Firmen, weil sie die sicheren Exportwege beherrschen und im Inlande keinerlei Concurrenz zu befürchten haben, weil sie daselbst so gut wie nichts absetzen; vorausgesetzt immer, dass sie nicht in anderen Industrieeen mit collidirenden Interessen betheilt sind. Bei der handwerksmässigen Industrie stehen die Commissionäre an der Spitze, also reine Kaufleute, welche naturgemäss auf den Freihandel angewiesen sind. Aber auch die hausindustriellen Kaufleute haben keinerlei Anlagen zu schützen und leiden nicht unter so beträchtlichen Zinsverlusten. Es ist characteristisch, dass die Fabrikstädte Aachen, Gladbach und Elberfeld und ihre Handelskammern im Wesentlichen schutzzöllnerisch, die Städte Crefeld, Solingen und Remscheid mit ihrem hausindustriellen und handwerksmässigen Betriebe freihändlerisch sind; Barmen ist im Uebergange begriffen und seine Handelskammer schiebt bereits nach dem Schutzzoll.

Ein weiteres Streiflicht auf den Unterschied zwischen Fabrik- und Hausindustrie und ihr Verhalten gegenüber dem Wechsel der Conjunction fällt aus der Betrachtung, dass erstere hauptsächlich Stapelartikel producirt, während der zweiten die Modewaaren verbleiben. Die Stapelartikel entsprechen einem dauernden Begehre und gestatten daher fortlaufenden Fabrikbetrieb; wo dieselben noch der Hausindustrie verbleiben, ist es ein Zeichen gewerblicher Zurückgebliebenheit oder besonderer Schwierigkeiten in der Technik. Die Modewaaren unterliegen einer ungemein wechselnden Nachfrage, und zur raschen Ausnutzung derselben eignet sich die Hausindustrie, da ihre capitalistischen Leiter keinerlei Rücksichten auf feste Anlagen kennen und mit ihrem Betriebscapital ziemlich ungebunden sind. Daher bei der fabrikmässigen Herstellung der Stapelartikel fortlaufende Herstellung der verkäuflich bleibenden Waaren, aber zu den gedrücktsten Preisen, Gewinnen und Löhnen, dagegen bei der hausindustriellen Modewaaren-Fabrikation verhältnissmässig hohe Löhne bei günstiger Conjunction, da selbst die höchsten Löhne sich auf moderne Artikel abwälzen lassen, beim Rückgange aber grosse Arbeitslosigkeit. In den Stapelartikeln herrschen die schutzzöllnerischen Bestrebungen vor, bei den Modewaaren eine Gleichgültigkeit dagegen, weil kein Schutzzoll einem Artikel die verlorene Mode wieder zuzuwenden im Stande ist.

Die Verschiebung der Arbeitskräfte ist beim Fabrikbetriebe eine ausserordentliche. Es sind gewöhnlich die armen und die jungen Leute, die ihrer Heimath entrissen und der

Industrie zugeführt werden. Aber selbst die erhöhten Löhne werden zum Theil aufgewogen durch die mitsteigenden Mieth- und Lebensmittelpreise, und beim Rückgange der Conjectur wandert ein Theil zurück, die Mehrzahl bleibt in den Fabriken und hat bei den nunmehr gedrückten Löhnen sich kaum gegen früher verbessert. Bei der Hausindustrie erhalten sich die Arbeiter ihre Connexionen und namentlich die zuletzt Angenommenen bewahren sich die Leichtigkeit des Rückgangs zu den früheren Beschäftigungen. Dagegen ist das Kassenwesen gar nicht und das Armenwesen sehr primitiv auf dem Lande entwickelt, und gerade hier stellen die rapid eintretenden Wirkungen der Conjecturen sehr rasch wechselnde Anforderungen an das Armenwesen. Die grossen Fabrikstädte sind wohlhabender, und die Arbeiter vermögen ihren Ausfall am Lohn durch das communale Eigenthum zu ergänzen, — eine rein communistische Mittesserei der Industrie an dem Eigenthum der nicht gewerblichen Stände.

Das Vorherrschen der Modewaaren-Fabrikation hat den hausindustriellen Betrieb und damit eine ganz andere räumliche Vertheilung und socialöconomische Zusammensetzung der Bevölkerung zur Folge. In Frankreich, wo dieselbe zu Hause ist, findet man daher gar nicht so grosse Industrie-Centren, wie man nach der Grösse und der Bedeutung der Industrie vermuthen sollte: eben weil die Arbeiter zerstreut auf dem Lande unter ganz andern wirthschaftlichen und socialpolitischen Zuständen leben. Oder es herrscht sogar der handwerksmässige Betrieb vor, wie in Paris, wo eine höchst intelligente petite bourgeoisie existirt, die mit grossem Geschick neue Modartikel aufbringt und ausnutzt. Eine solche Kleinindustrie ist, soweit sie auf der Modewaarenindustrie beruht, keineswegs dem Untergange geweiht, vielmehr ist ihre Betriebsweise gesund und lebensfähig. Ja sie wird sich sogar ausdehnen in dem Masse, als die Modewaaren eine immer grössere Rolle spielen werden mit dem zunehmenden Volksreichthum, dem wachsenden Luxus und der steigenden Ungleichheit der Einkommensvertheilung.

---

#### IV. Die Lage der Arbeiter.

Solingen hat in der Hauptsache einen hausindustriellen, Remscheid einen handwerksmässigen, in den fabrikmässigen übergehenden Betrieb. Dem entsprechend ist die Gruppierung der Industriebevölkerung eine andere. Solingen und die andern

Orte sind die Centren ihrer Industrie, in ihnen finden die vorbereitenden Operationen statt, wie das Giessen, Walzen und mechanische Schmieden, und die vollendenden, wie das Schleifen, jene Appretur der Stahlwaaren, das Fertigmachen und die Fabrikation der Scheiden, Hefte u. s. w. In Remscheid ist eine jede Werkstatt unabhängig von der andern; in einer jeden derselben vollendet der Meister sein Fabrikat von Anfang bis zu Ende. Die Schmieden liegen daher auf den Bergen zerstreut und höchstens finden gleichartige Gewerbe in einem Orte sich zusammen; in Feld, Hasten und Hütz die Sägen-, in Bliedinghausen und Ehringhausen die Feilen-, in Stachelhausen die Meissel- und Hobeisen-Fabrikation, in Reinshagen die Kleinschmiederei. Ein jeder Schmied kann sich selbständig ansiedeln, wo er will, ohne Rücksicht auf einen arbeitgebenden Kaufmann; das erhöht den trotzig freien Sinn der Bevölkerung. Schon äusserlich in der Gegend und im Hammerschlage prägt sich der Unterschied aus zwischen Solingen und Remscheid: dort die Hügel sanfter, hier höhere Berge; dort ein leichter Hammerschlag auf kleine Messer und Scheeren, lustiger, klingender, rheinischer, — hier ein schwerer Schlag auf Eisen, härter, kräftiger, bedächtiger, westphälischer; „die Remscheider sind grobe Leut!“

Die Arbeiterbevölkerung der Stahl- und Eisenwaarenindustrie lebt in Ortschaften und Gehöften über sechszehn Gemeinden im bergischen Lande zerstreut, in einzelnen Orten wie Solingen und Kronenberg wohl schon ein halbes Jahrtausend alt, in andern Bürgermeistereien etwas jünger. Es ist dies eine reine Industriebevölkerung, und es wäre ganz irrig, sich ähnlich den Weberdörfern des linken Rheinufer ackerbautreibende Ortschaften mit einigen Eisenarbeitern vorzustellen; die Landwirtschaft spielt vielmehr gar keine Rolle; sie beschäftigt z. B. in Solingen nur 1%, in Remscheid 1.6% der Bevölkerung, die Industrie dagegen 64.6% und 76.9%. Die Landwirtschaft ist vollkommen verkümmert; das liegt einmal daran, dass bei dem rauhen und kalten Klima auf der mit Lehm gemischten Grauwacke nichts Ordentliches gedeiht, so dass man in neuerer Zeit die Felsabhänge wenigstens durch Bewaldung zu verwerthen und damit zur Regulirung des Wasserstandes zu verwenden gesucht hat. Ferner liefern die Arbeits- und Capitulkräfte in der Industrie grössere Erträge; ein jeder Erwerb wird dieser sofort wieder zugeführt; ich kenne beispielsweise einen Fabrikanten, der 21 Morgen Landes gekauft hat, aber während fünf Jahren noch nicht dazugekommen ist, einen einzigen davon bestellen zu lassen. In den Weberdörfern des linken Rheinufer wirkt dem die grosse Fruchtbarkeit des Bodens entgegen und sie ist es, welche den „Bur“ zum reichsten und angesehensten Manne des Ortes macht. In den unfruchtbaren Textilgegenden des bergischen Landes finden sich aber

ähnliche Verhältnisse wie in denen der Stahlwaarenindustrie. Der Ackerbau in diesen Gegenden profitirt von der Industrie nichts; im Gegentheil, es werden seine Arbeits- und Capitalkräfte von der letzteren aufgesogen. Das ist eine ganz allgemeine Erscheinung, und zwar zeigt sie sich sogar dort, wo wie im Gouvernement Moskau ein jeder Arbeiter in Folge des Gemeindeeigenthums zugleich auch Landbesitzer ist; in den unfruchtbaren Dörfern Ignatjewo sind 65, in Bachtejewo 16 und in Gschelj 7 % der Landantheile nicht beackert, die Industriearbeiter zu „hauslosen, armen Schluckern“ geworden.<sup>1)</sup>

Immerhin aber besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen Ackerbau und Industrie. Für die sechs Gemeinden des Solinger Industriebezirks und die Gemeinden Remscheid und Kronenberg macht Dr. Oldendorff<sup>2)</sup> folgende Angaben:

	Schleifer	Eisenarbeiter
Anzahl der Arbeiter . . . . .	2272	8933
Davon trieben eine Nebenbeschäftigung	153 (6.7 %)	313 (3.5 %)
nämlich Landwirthschaft . . . . .	60	118
„ Gast- und Schankwirthschaft . . . . .	48	80
„ Handel und Krämerei . . . . .	29	79

In der Nähe der grösseren Orte ist die Grundrente schon in dem Masse gestiegen, dass der Besitz oder sogar die Pachtung eines Landstücks verhältnissmässig selten sind; je weiter in die Berge, desto mehr wird es die Regel, dass der Arbeiter neben seiner Wohnung einen Garten oder ein Feld gepachtet hat oder gar besitzt und darauf seinen eignen Bedarf an Kartoffeln baut; auch hält er sich wohl ein bis zwei Ziegen.

An den Wasserläufen liegen die Hammerwercke und Schleifkotten, auf den Bergen die Schmieden. Die Lage der ersteren ist oft eine romantische: hohe laubbewaldete Berge fallen steil in kleine Kessel ab. Darin liegt der Hammer: Wohnhaus und Werkstatt im Winkel an einander gebaut, in der Ecke die Linde. Neugierig über die Schwelle guckt das Hausmütterlein und unterbricht sich im Hausputz, die geöffneten Fenster weisen das zur Schau gestellte Fayencegeschirr. Unten liegen die Küche, das Wohnzimmer und die gute Stube mit der Einrichtung eines wohlhabenden Handwerksmeisters, oben die Schlafkammern für die Eltern und die verschiedenen Zwölfel ihrer Kinder. Die auf dem Hofe herumliegenden Ambosse und grossen Beile verkünden die Art der Fabrikation, russige Schmiedegesellen vor der Thür weisen auf den Meister. Dort

<sup>1)</sup> Mein Aufsatz: Die Hausindustrie im Gouv. Moskau. a. a. O. S. 534.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 34.

steht er, inmitten seiner Werkstätte, die lange Pfeife im Munde und ertheilt seine Befehle; oft wenn es nicht rasch genug geht oder eine Ungeschicklichkeit begangen wird, greift er selbst zu und lenkt das Eisen unter dem Hammer. Ein paar Mal in der Woche geht er hinauf nach Remscheid und besorgt dort die Geschäfte; auch ist er Stadtverordneter und ein eifriges Mitglied der Fortschrittspartei. In der Werkstätte gegenüber der Thüre der Hammer, zu beiden Seiten die Essen, aber ohne Abzüge für den Rauch, in der Ecke das Schleifrad. Das Dach zeigt den Himmel offen und zu ihm hinauf steigt der Rauch, langsam und qualmend, und lässt den Sonnenstrahl durch Myriaden von Kohlen- und Staubatome gehen. In den andern Ecken lagern ungeordnete Haufen von Brettern und Holzstücken. In den meisten Hammerwerken ist jedoch die Werkstätte bedeutend sauberer gehalten und besser eingerichtet, der Hof gereinigt und alles in höchster Ordnung. Häufig sind Wasserwerk und Wohnung getrennt, auch wohnt wohl der Schleifer über dem Kotten.

Unten in den Thälern wohnt nur ein kleiner Theil der Arbeiterbevölkerung, obwohl der reichste (in Solingen etwa ein Fünfzehntel). Die selbständigen Schmiedemeister auf den Bergen wohnen nicht schlechter. Es sind kleine, in Fachwerk aus den einheimischen porösen Ziegeln aufgeführte Häuschen mit einer Verschälung von Brettern, die an den vier oder doch an der Wetterseite gegen den stark anschlagenden Regen mit Schiefer oder in Ermangelung desselben mit Schindeln bekleidet und bedeckt sind. Sie sind meist in den Berg hineingebaut; unten die Werkstatt, genügend gross, hoch und luftig; darüber ein bis zwei Stockwerke und Dachkammern. Mindestens hat der wohlhabendere Meister seine Wohnstube, Schlafkammer und Küche getrennt, oft bewohnt er auch die ganze Etage und noch mehr; das hängt ab von seiner Kinderzahl und der Menge der Gesellen und Lehrlinge, denen er ein oder zwei Zimmer einräumt. Gelingt es einem Meister sich 400—500 Thaler zu erübrigen, so baut er sich ein Häuschen und nimmt 1500—2000 Thaler Hypotheken darauf. Das wird dann zum grössten Sporn zu weiteren Ersparnissen, in schlimmen Zeiten aber auch die Quelle grosser Geldverlegenheiten, aus denen dann das Wechselreiten befreien muss.

Das erfreuliche Bild eigener Häuschen lässt sich leider nur für die selbständigen Handwerksmeister und die Besitzer von Hammerwerken und Wasserkotten entwerfen. Die Lohnarbeiter wohnen weit schlechter, sie haben neben der kalten Schlafkammer gewöhnlich nur eine Wohnstube mit dem Kochheerd, bei grösserer Kinderzahl vielleicht noch ein Zimmer. Beim Feilenhauer, Feiler und anderen einfachen Handarbeitern dient die Wohnstube zugleich als Werkstätte und bei den entfernter lebenden Feilenhauern, die des schwierigen Transportes

wegen an den kleineren Feilen beschäftigt sind, arbeiten sogar Weib und Kinder mit; die letzteren werden vom zehnten Jahre ab auch sonst zum „Kantenkippen“, dem Wegschaffen überhängender Feilenhiebe, verwendet. Doch ist das nur ganz nebensächlich und in den andern Fabrikationszweigen kommen Frauen- und Kinderarbeit gar nicht vor. Die ärmsten Arbeiter sind die zugewanderten, namentlich die aus dem Hessenlande; diese haben niemals etwas besessen und sie bleiben auch besitzlos; sie sind als rohe Kraftarbeiter wie z. B. als Zuhauer u. s. w. oder als Fabrikarbeiter thätig; sie führen das Leben von Schlafgängern. Die Wohnungsverhältnisse sind natürlich nach Ortschaften verschieden. So sollen sie z. B. in Velbert ganz abscheulich sein und nur in Folge der elenden Lage des Arbeiterstandes soll das Handfabrikat der Schlösser sich noch concurrenzfähig erhalten.

Ganz auffallend schön sind die Wohnungen der Kaufleute. Selbst derjenige, der aus den Residenzen und den Bädern des Rheinthals kommt, ist nicht wenig überrascht, dort zwischen Berg und Thal Villen zu finden, welche den schönsten Strassen einer reichen Stadt zur Zierde gereichen würden. — Schon im Jahre 1809 schildern Augenzeugen<sup>1)</sup> mit Erstaunen, im Dorfe Remscheid Häuser zu erblicken, welche an Eleganz mit denen der grösseren Städte wetteifern könnten; das seien die Häuser der reichen, in alle Welttheile handelnden Kaufleute, welche sich dieselben in ihren Gärten aufgebaut hätten; in der alten Stadt Solingen lebe alles einfacher, kein solcher Unterschied falle ins Auge, die Gewinne seien gleichmässig vertheilt.

Die Nahrung und Kleidung der Arbeiterschaft hat sich gegen früher nicht unerheblich geändert. Im vorigen Jahrhundert<sup>2)</sup> herrschte noch die Nationaltracht: Werktags im Sommer eine Kleidung aus derbem Leinen von selbstgesponnenem Flachs, am Sonntag Kniehosen aus Baumwollensammet und eine kurze Jacke; zwischen ihnen kam das reine Hemd zum Vorschein; ferner wollene Strümpfe, Schuhe mit zinnernen Schnallen und eine baumwollene Zipfelmütze. Die Nahrung bestand aus Haferbrot; erst seit den 1780er Jahren wurde Roggen zu bauen versucht und das Brot bestand dann aus einem Gemisch von Hafer und Roggen; um jene Zeit bildete die Kartoffel bereits den Hauptgegenstand fast aller Mahlzeiten. Kaffee war ein Luxus und kam höchstens Sonntags in sehr schlechter Qualität vor; die Sparsamen nannten es „Bankerottwasser“. Morgens gab es Milch oder Haferbrei, Mittags Ge-

<sup>1)</sup> Düsseldorf Staatsarchiv. Acta d. Grossherzogth. Berg: Bericht des Obervogtsverwalters in Solingen vom 14. Februar 1809 und Specialstatistik des Arrond. Elberfeld. 1809. Acta 28.

<sup>2)</sup> Manuscript eines Vortrages des Lehrers Vossnack in Reinshagen. — Derselbe: der Kreis Lennep. 1854.

müse mit Speck; fast jeder mästete ein Schwein; Abends wurden die Reste des Mittagmahls oder ein derber Brei verpeist. Bei hohen Kirchen- und Familienfesten gab es Fleischbrühe, Hülsenfrüchte, auch dicken Reis mit Pflaumen.

Gegenwärtig herrscht unter den Arbeitern die allgemeine bürgerliche Tracht; der rheinische leinene Kittel ist fast durchweg durch einen schwarzen oder dunklen Tuchrock ersetzt. Wollene Unterjacken sind sehr verbreitet; im Winter, bei kalter Witterung, verwahrt der Remscheider gern seinen Hals durch einen warmen Shawl. Die Mahlzeiten richten sich nach der Arbeit. Dieselbe beginnt mit nüchternem Magen um 6 Uhr; um 8 Uhr werden Kaffe mit Butterbrot genossen und zwar wird das bergische Schwarzbrot mit viel Butter beschmiert; um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr kommt das Frühstück, aus einem Butterbrot mit Fleisch oder Käse bestehend, oder das Grobbrot doch mindestens mit einem Feinbrot belegt; bei armen Leuten fällt dieses Frühstück aus. Sie arbeiten dann bis Mittag, wo von 12— $1\frac{1}{2}$  Uhr eine Pause eintritt und das Mahl eingenommen wird: Kartoffeln oder Gemüse wie Kohl, Erbsen, Bohnen u. s. w. und wohl drei Mal in der Woche Fleisch. Um 4 Uhr wird Kaffe getrunken, um 8 Uhr nach eingestellter Arbeit Kartoffeln und Brot gegessen. Die Nahrung ist um so kräftiger, je grösser die Kraftanstrengung ist, welche die Arbeit erfordert; so essen die Zuhauer und Meisselarbeiter mehr Fleisch als die Feilhauer.

Die Lebensweise der wohlhabenderen Handwerksmeister, der Besitzer von Hammerwerken und Wasserkotten ist natürlich eine bessere, sie geniessen häufiger in der Woche Fleisch. Daran nehmen dann auch ihre Gesellen und Lehrlinge theil, die in ihrem Hause wohnen und an ihrem Tische speisen. Mit der Ausdehnung der Werkstätten wächst aber die Zahl der Gehülfen, sie finden keinen Raum mehr in dem Hause des Meisters, auch will die Frau Meisterin die viele Plackerei nicht haben; daher sind allmählich die Zuhauer, Tagelöhner und verheiratheten Gesellen ausgezogen und nur die ledigen Gesellen und Lehrlinge beim Meister geblieben. —

Die Gesellen und Lehrlinge theilen überhaupt alle Schicksale ihrer Meister. Mit ihnen feiern sie in schlechten Zeiten, bei günstigen Conjunctionen schaffen sie bis tief in die Nacht, namentlich Samstags dauert die Arbeit durch die Nacht oft 24 Stunden. Ein Schutz der Lehrlinge dagegen und ein Controlle hierüber wird für unmöglich erklärt. Das einzige, was Fabrikanten für ausführbar halten, ist ein hiergegen gerichtetes Verbot in den Lehrvertrag aufzunehmen, — offenbar ein unzureichendes Mittel. Ein anderer Missbrauch wird mit den Lehrlingen getrieben, indem sie gleich vom vierzehnten Jahre an zum schweren Zuschlagen und Abhauen verwendet werden; gegen diese Ausbeutung der schwachen Kraft giebt es bei

günstiger Conjectur ein Mittel, den Vertragsbruch; in schlechten Zeiten ist keinerlei Hülfe vorhanden. Sehr schädlich wirkt ferner das Feilen, wenn nicht darauf geachtet wird, dass das linke vorgestemmte Bein, auf welchem die volle Last des Körpers ruht, in normaler Lage bleibt; vergebens hat man den Meistern anempfohlen, darauf zu achten; der Reisende ist erstaunt über die Menge von Leuten, welche er auf der Landstrasse mit einem nach innen gebogenen Bein sich dahinschleppen sieht. Endlich ist der Transport der schweren Eisenwaaren, den die Frauen und Kinder besorgen, sehr nachtheilig für die physische Entwicklung des Körpers. Am Sonnabend sind alle Wege bergauf, bergab von Arbeitern besetzt, die die länglichen schmalen Körbe mit den Feilen auf der linken Schulter tragen, unterstützt von einer Stange, die auf der rechten ruht.

Dazu kommt die grosse Zahl von Schenken, deren eine in Remscheid schon auf 88 Einwohner kommt, in Barmen und Essen erst auf 241 bezw. 194 Einwohner. Das ist jedoch noch kein Zeichen übermässiger Trunksucht. Einmal bedürfen die Schleifer und Feuerarbeiter schon an sich eines anreizenden Getränkes und die Anfertigung zu schwerer Artikel seitens der vierjährigen Lehrlinge führt sie frühzeitig zum Branntweingenuss. Der schwarze Kaffee ist bei weitem nicht so durchgedrungen, während neuerdings der Branntwein dem Biere zu weichen beginnt. Der Hauptgrund der zahlreichen Wirthschaften liegt für Remscheid in der örtlichen Zerstretheit, eine jede Ansiedelung muss ihre Schenke haben; über ihr Vorhandensein entscheidet nicht die Einwohnerzahl, sondern die Ortschaft. Wer selbst im Herbst in den nassen Thälern und über die windigen Berge auf schmutzigen Wegen bei Regen, Schneegestöber und Sturm hat wandern müssen, wird den Segen solcher Kneipen voll und ganz zu würdigen wissen; dann ist er froh, ein schützendes Dach zu erreichen, sich zu erwärmen, auszutrocknen und zu neuer Fahrt zu stärken.

Obwohl Sprösslinge gesunder, kräftiger und solider Mütter, in ihrem zartesten Alter sorgfältig gepflegt und zu keinerlei harter Arbeit angehalten, leiden die Stahl- und Eisenarbeiter doch sehr unter der späteren Beschäftigung und Lebensweise. Die physische Characteristik der Schmiede ist leicht: flache Brust und gebückte Haltung, derbe volle Arme im Gegensatz zu dem sonst magern Körper. Auffallend gross ist die Anzahl der Todtgeborenen und Militäruntauglichen im bergischen Lande mit seiner uralten Industriebevölkerung und seinen rauen klimatischen Verhältnissen. Es betrug <sup>1)</sup> der Procentsatz der

---

<sup>1)</sup> Dr. Beyer: Die Fabrikindustrie des R. B. Düsseldorf. 1876. S. 11 u. 12 — Beim Ersatzgeschäft in d. Bürgermeisterei Solingen waren



	Todtgeborenen		dauernd		zeitig	
			Unbrauchbaren		Militärpflichtigen	
	1873	1874	1873	1874	1873	1874
in den Kreisen						
Elberfeld . . . .	7.20	6.50	13.3	8.1	45.8	45.3
Barmen . . . .	6.79	6.44	11.5	5.1	47.8	52.1
Mettmann . . . .	7.26	7.51	14.2	7.3	43.8	49.6
Solingen . . . .	6.87	6.98	6.8	7.3	57.9	48.0
Lennepe . . . .	6.50	7.32	6.6	6.7	55.3	52.6
im Regierungsbezirk						
Düsseldorf . . . .	5.21	5.44	7.0	5.5	49.6	48.4

Dr. Oldendorff gibt in seinen tiefgehenden Untersuchungen (auf Seite 63) einen Anhalt für die Bemessung der Sterblichkeit der verschiedenen Arbeiterklassen. Es entfielen von den in den Jahren 1850—74 eingetretenen Todesfällen auf die Altersklassen:

	20—50 Jahr Procente	über 50 Jahr Procente
bei den Schleifern . . . .	81.7	18.3
„ „ Feilenhauern . . . .	66.9	33.1
„ „ Feilern . . . .	62.6	37.4
„ „ Eisenarbeitern im engern Sinne	56.3	43.7

Am 1. December 1875 wurden gezählt im Alter von

	20—50 Jahr Procente	über 50 Jahr Procente
Schleifer . . . .	95.4	4.6
Feilenhauer . . . .	91.7	8.3
Feiler . . . .	88.3	11.7
Eisenarbeiter	87.9	12.1

Im Laufe der Jahrhunderte ist auf dem gesammten Gebiete der Stahl- und Eisenwaaren-Industrie eine grosse Differenzirung der verschiedenen Klassen nach Wohlhabenheit und Ansehen, nach den wirthschaftlichen, socialen und politischen Interessen eingetreten. Während es früher in der Hauptsache nur selbständige Handwerksmeister mit ihren Gehülften gab, lassen sich heute drei grosse Gruppen unterscheiden: erstens die Lohnarbeiter in Handwerk, Haus- und Fabrikindustrie,

im Jahre 1871: designirt 365, unbrauchbar 81, der Ersatzreserve II: 17, der Ersatzreserve I überwiesen 26, ein Jahr zurückgestellt 160, zur Einstellung gelangten 77, gerichtlich zu verfolgen waren 4.

zweitens selbständige Handwerksmeister, drittens grosse Unternehmer und zwar wieder Commissionäre, hausindustrielle Kaufleute und Fabrikanten. Die am tiefsten stehende Klasse in geistiger und körperlicher, wirthschaftlicher, socialer und politischer Hinsicht bilden die Lohnarbeiter; ihre Interessen sind entgegengesetzt denen der gesammten Menge der Arbeitgeber und ihre Forderungen widersprechen daher den Forderungen dieser letzteren. Die Lohnarbeiter haben sich allenthalben zur socialdemocratischen Partei geschlagen, und diese ist dort am stärksten, wo der capitalistische Betrieb und damit das System der Lohnarbeit am vollständigsten gesiegt hat, in Solingen; sie sind es, welche für den democratischen Socialisten Herrn Rittinghausen stimmen. Die Handwerksmeister, wie die Kleinschmiede, die Besitzer von Hammerwerken und auch von einigen grossen Wasserkotten, die Fertigmacher, Scheidenmacher u. s. w. stehen zwar auf dem Boden der Arbeitgeber, sie wollen freie Bahn für Alle und überlassen es jedem Genossen aus eigener Kraft oder in freier Vereinigung sein Ziel zu erreichen, aber als kleine Leute sind sie wirthschaftlich, social und politisch radical. Am zahlreichsten sind sie am Gerilsberge, an der Enneperstrasse, in Eilpe und auch in Hagen selbst, und von ihnen wird der Fortschrittsmann, Herr Eugen Richter in den Reichstag entsendet. Am meisten nach Rechts steht die Gruppe der grossen Unternehmer, die gewöhnlich Hand in Hand mit den Handwerksmeistern Front gegen die Lohnarbeiter macht; aus dieser Coalition ergeben sich unter normalen Verhältnissen liberale Compromiss-Candidaten, wie die Herren Jung in Solingen und Dr. Techow in Remscheid; wo jedoch wie am 30. Juli 1878 aus Rücksicht auf die Katholiken im unteren Kreise Solingen der conservative Landrath aufgestellt wurde, stellten die Fortschrittsleute einen eigenen Candidaten auf. In Hagen ist es unter der arbeitgebenden Klasse in Folge der wirthschaftlichen Differenz des Schutzzolls zu einer Spaltung gekommen. Auf der einen Seite die Vertreter des handwerksmässigen und hausindustriellen Betriebes als Freihändler; auf der andern die Fabrikanten und deren Anhang als Schutzzöllner.

Tiefgehende Klassenunterschiede bestehen unter der Bevölkerung der Stahl- und Eisenwaarenindustrie; diese als Gesammtheit dünkt sich aber weit erhaben über alle andern Gewerbe. Das zeigt sich bei Kaufleuten, Meistern und Arbeitern. Der Inhaber eines offenen Ladengeschäfts, mag er auch reicher und gebildeter sein als mancher Exporteur, gilt dennoch als social tiefer stehend; kein einziger von ihnen, obwohl es in Remscheid sehr tüchtige Kaufleute gibt, hat Umgang mit den Comissionären oder kommt am Mittwoch oder Sonntag Abend zum Club bei Alberty. Das Schmiedehandwerk gilt als aristocratisches Gewerbe; in der flotten Zeit

und sogar gegenwärtig bekommen die Schuster und Schreiner keine Gesellen; namentlich die männlichen Dienstboten und gar die gallonirten gelten als Leute, die sich zu Diensten Anderer entwürdigten. Selbst der einfachste Zuhauer hat etwas von diesem Handwerksstolze, und wenn er auch nie wagen würde, sein Auge zu des Meisters Töchterlein zu erheben, so dünkt er sich mehr als ein anderer nicht zur Industrie gehöriger Arbeiter. Es steckt in jedem bergischen Industriearbeiter etwas von dem Gefühl, welches einer ihrer Dichter mit den Worten auszudrücken sucht:

Hör' ich Hämmer kräftig schwingen,  
Klopft mir froh bewegt die Brust,  
Denn das helle Eisenklingen  
Ist mein Leben, meine Lust.  
Wenn die Luppen lichtroth glühen,  
Funken blitzend, hell und rein,  
Zischend aus den Flammen sprühen,  
Bin ich stolz, ein Schmied zu sein.

Nicht mit Unrecht hält das Remscheider Volk etwas auf sich. In der That es steht höher als die Fabrikarbeiter unten an der Wupper und als die Industriearbeiter auf dem linksrheinischen Gebiete. Alle geistigen und sittlichen, wirthschaftlichen und socialen Vorzüge des handwerksmässig-ländlichen Betriebes sind ihm noch erhalten geblieben, zugleich die Vorzüge einer alten und hohen Cultur. Welche Kaufmannschaft kann sich rühmen so weit gereist und so unternehmend zu sein als die Remscheider? Der Arbeiterstand ist intelligent, gebildet und sehr energisch, wohlbedacht auf die Wahrung seiner Rechte und Interessen. Die Sitten sind schlicht, einen Luxus wie in Aachen kennt man nirgend im bergischen Lande; bei gleichem Reichthum die höchste Einfachheit, bei gleicher Bildung geringere Prätensionen. Ein solcher Volkscharacter entscheidet in letzter Instanz auch über das wirthschaftliche und sociale Verhalten, über alle Consumtionsgewohnheiten; und hier greift eine Macht ins Leben ein, so unendlich bedeutungsvoll, von solcher Tragweite und von so wohlthätiger Wirkung, dass ihm ein Ehrendenkmal aufgeführt werden muss, — dem Remscheider Weibe.

Das Weib gestaltet im Bergischen die Lage seines Mannes. Das Familienleben bildet die Lichtseite der Industrie. Vor allem sind es ausgezeichnete Hausfrauen mit den Tugenden der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit. Das gilt von den Frauen sowohl der Kaufleute wie der Meister. Selbst in den reichsten Häusern frappirt die schlichte Einfachheit, das gewöhnliche Hauskostüm, das persönliche Handanlegen überall; eine Verbildung hat selbst das Pensionatsleben bei den Mädchen nicht erzeugen können. Und solche Kaufmannshäuser sind die hohe Schule für die Töchter der

Meister. Sehr häufig nehmen diese dort auf ein paar Jahre Dienste, um die feinere Wirthschaft gründlich zu erlernen und eine ähnliche Ordnung dereinst im eignen Hause einzuführen. Oder bei den wohlhabenderen Fabrikanten versteht die Mutter bereits soviel, dass die Töchter im Elternhause ihre Lehrjahre durchmachen können. So vorbereitet, harren sie des Mannes, der sie beruft, seinen Haushalt zu führen.

Die Familienverhältnisse sind patriarchalische, die Sitten strenge. Vielleicht, dass die Schwestern unten im Rheinthale etwas voraus haben durch ihre Schönheit, die Mädchen auf den Bergen stehen höher durch ihre Tugend. Unten in den Fabrikstädten sind es selbsterwerbende, gut gelohnte Mädchen ohne Heim, in der grossen Stadt der Aufsicht sich leicht entziehend und unbewacht vom Mutterauge ihrem Vergnügen nachgehend; der Vater hat seine Gewalt über sie verloren. Oben auf den Bergen gehört die Tochter ins Haus, an den elterlichen Heerd; sie isst des Vaters Brot, geht mit den Eltern aus, der Vater leidet kein Umherschweifen. Da ist keine Grossstadt, wo sie ent schlüpfen kann, ein Jeder kennt sie und beaufsichtigt sie im kleinen Orte. Und kommt ein junger Bursche, so ist, wenn auch schmaler Raum, so doch immerhin Raum vorhanden im kleinen eignen Häuschen des Meisters, um den Freier zu empfangen.<sup>1)</sup> Da ist wenig Gelegenheit für das Mädchen, Abends auf dem Heimwege eine Bekanntschaft anzuknüpfen, wenig Aussicht vorhanden, dieselbe auf dem Tanzboden fortzusetzen, um sie in der Heimlichkeit der Nacht zu einem schlimmen Ende zu führen. Und gelingt es dennoch, so ist fast immer ein Eheversprechen vorhergegangen, und derjenige gilt für einen „gemeinen Kerl“, der es nicht einlöst; es sind vielmehr in der Regel die Söhne wohlhabender Leute, welche verführte arme Mädchen der Schande preisgeben.

Die trefflich vorbereiteten Mädchen werden fleissige und tüchtige Hausfrauen. Sie besorgen die gesammte Hauswirthschaft, und das ist eine um so grössere Arbeit, für je mehr Kinder, Gesellen und Lehrlinge sie zu kochen, waschen und nähen haben. Die Reinlichkeit vor allem ist eine staunen-erregende. In reichen Familien ist der Hausputz in Permanenz erklärt. Er fängt am Montag an und endet am Samstag, er durchläuft alle Stadien vom Waschen an bis zum Schrubben und Putzen; unbegreiflich, wie die Männer solches aushalten können. In ärmeren Häusern fasst man sich kürzer, aber

<sup>1)</sup> Oben in Velbert und Langenberg herrscht unter den Bauern eine merkwürdige Sitte. Wenn dort eine Tochter erwachsen ist, so wird für sie die Stube links vom Eingange hergerichtet, wo sie sitzt und arbeitet. Dann darf jeder Fremde kommen, mit ihr plaudern und um sie werben. Wehe ihm aber, wenn er sich nach fünf Uhr Nachmittags im Dorfe blicken lässt; dann jagen ihn die Bursche des Orts davon.

selbst die elendeste Hütte erhält am Sonnabend innerlich wie äusserlich eine gehörige Wassercur. Und wenn das Hammerwerk oder die Schmiede im Innern noch so unordentlich sind, — das ist des Mannes Revier, — tritt man ins Haus oder gar in den Garten, dort herrscht die Frau, das ist ihr Reich der Blumen; die verdeckten Lauben, verschnittenen Gesträuche und wohlgepflegten Gemüsebeete sind das Werk ihrer Hand. Nur zur Saat- und Erntezeit legt der Meister das Schurzfell ab oder miethet einen Tagelöhner, um den Weibsleuten zu helfen.

Die häuslichen Tugenden der bergischen Frauen beruhen wohl darauf, dass sie von altersher ein mit Gesellen und Lehrlingen gefülltes Haus zu verwalten und mit geringem und unregelmässigem Verdienst hauszuhalten hatten. Der gegenwärtige Volkscharacter hat die glücklichsten Folgen; das zeigt sich recht deutlich bei einem Vergleiche zwischen den Remscheider Schmieden und den Saarbrücker Bergleuten. Auch diese wohnen auf den Höhen zerstreut, haben eigne Häuschen, ganz vortreffliche Kasseneinrichtungen und ebenso gutes Verdienst wie jene; dennoch ist ihre Lage eine bei weitem ungünstigere. Das ist die Schuld ihrer Frauen. Die Bergmannstöchter sind zu stolz sich durch Dienste in fremden Häusern auszubilden und werden daher schlechte Wirthinnen. Manche Frauen lassen ihre Männer Tag aus, Tag ein mit einem Topf schwarzen Kaffee und einem Stückchen Brot in die Grube fahren; andere wärmen nicht einmal das Essen, sondern stecken es in ein Tuch und dann ins Bett. Sie verstehen nicht eine geregelte Haushaltung zu führen und von Zahltag zu Zahltag zu calculiren: das Leben der bergmännischen Bevölkerung hat man daher nicht mit Unrecht in ein dreitägiges luxuriöses und elftägiges ärmliches Dasein getheilt. In guten Zeiten sind die Frauen verschwenderisch und überbieten auf den Wochenmärkten sogar die Frauen der Aerzte und Ingenieure; in schlechten Jahren verstehen sie aus dem kargen Verdienst nichts zu machen.

Aber auch ins bergische Land ist dem Fabrikbetriebe der Schatten der Eigenthums- und Familienlosigkeit gefolgt. Die Fabrikarbeiter besitzen nichts und ihre Frauen haben nichts, womit sie zu rathe halten könnten; sie verstehen nicht, ein Stückchen Land zu pachten und zu bestellen oder in fremden Häusern zu waschen und zu putzen; auch sie können sich an das System der Lohnarbeit noch nicht gewöhnen. Mit dem Untergange der alten Betriebsformen der Industrie tritt uns auch hier die Auflösung der früheren Eigenthumsverhältnisse und der Verfall des Familienlebens entgegen. Je mehr aus Rücksichten der Technik der Fabrikbetrieb um sich greifen wird und muss, desto dringender wird die Pflicht der denkenden und wohlwollenden Männer, aus Rücksichten der Sittlichkeit

gleich von Anfang an auf eine gesunde Ordnung der Zustände zu sinnen.

Einstweilen gehören oben auf den Bergen die Frau und die Tochter in die Familie, an den Heerd, in das Haus und verstehen es trefflich zu verwalten. Das ist eine entscheidende sociale und wirthschaftliche Thatsache. Darauf beruht das wunderbare Geheimniss, dass der Schmied mit dem geringen Verdienst verhältnissmässig besser zu leben vermag als ein anderer Arbeiter in gleicher Lage. Sein Weib, ein echtes deutsches Weib, wie es die Dichter besingen, ist es, welches hauszuhalten versteht mit dem Wenigen und durch kluges Zurathehalten ihm doch noch eine leidliche Existenz bereitet.

Euer Weib, ihr Schmiede auf den Bergen, ist der sicherste Hort eurer Selbständigkeit, eures Glücks!